

Jahrbücher für Geschichte Osteuropas



Institut für Ost- und
Südosteuropaforschung

jgo.e-reviews 2 (2012), 2

Online-Rezensionssupplement

An online book review supplement

Im Auftrag des Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg herausgegeben von

On behalf of the Institut für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg edited by

**Martin Schulze Wessel (München) und
Dietmar Neutatz (Freiburg im Breisgau)**

**Veröffentlicht auf
Published on**



recensio.net

Rezensionsplattform für die europäische Geschichtswissenschaft

http://www.recensio.net/rezensionen/zeitschriften/jahrbucher-fur-geschichte-osteuropas/index_html

© Institut für Ost- und Südosteuropaforschung

Redaktion / Editorial Office:

Redaktion der Jahrbücher für Geschichte Osteuropas
Leitung / Head of office: Dr. Hermann Beyer-Thoma
Institut für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg
Landshuter Straße 4
93047 Regensburg

E-Mail: Beyer-Thoma@ios-regensburg.de,
jgo@ios-regensburg.de
Internet: <http://www.osteuropa-institut.de/de/publikationen/zeitschriften/jahrbuecher-fuer-geschichte-osteuropas/redaktion.html>
Telefon: +49 (0941) 943-5414 / 5417
Fax: +49 (0941) 943815414

Die digitalen Rezensionen von „Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. jgo.e-reviews“ werden nach den gleichen strengen Regeln begutachtet und redigiert wie die Rezensionen, die in den Heften abgedruckt werden.

Digital book reviews published in Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. jgo.e-reviews are submitted to the same quality control and copy-editing procedure as the reviews published in print.

Rude & Barbarous Kingdom Revisited. Essays in Russian History and Culture in Honor of Robert O. Crummey. Edited by Chester S. L. Dunning, Russell E. Martin, Daniel Rowland. Bloomington, IN: Slavica Publishers, 2008, 512 S. ISBN: 978-0-89357-359-1.

Anlässlich des 40. Jahrestages der Veröffentlichung seines viel beachteten Erstlingswerkes zur ausländischen Russlandberichterstattung widmeten namhafte Russlandforscher vornehmlich aus den USA Robert O. Crummey eine Festschrift unter dem ursprünglichen Titel. Dass der Jubilar zwei Jahre zuvor sein 70. Lebensjahr vollendet hat, bleibt in den einleitenden Ausführungen der Herausgeber zu seiner akademischen Karriere allerdings unerwähnt. Die insgesamt 33 Beiträge werden nach vier Themen („Rulers and Ruling Elites“, „Monks and Old Believers“, „Rude & Barbarous Kingdom“, „Culture, Law, Women, and War“) gruppiert. Die Kapitelüberschriften nehmen unmittelbaren Bezug auf Forschungsbereiche, zu denen auch Robert O. Crummey zahlreiche Studien veröffentlicht hat (vgl. dazu die Bibliographie S. 13–20). Ein stimmiges Gesamtkonzept darf nicht erwartet werden. Die Autoren ergänzen bzw. korrigieren bisherige Forschungsmeinungen zu Einzelfragen, führen neue Quellen in die Fachdiskussion ein oder legen erste Untersuchungsergebnisse zu bislang weniger beachteten Fragestellungen vor. Der Rezensent muss sich mit wenigen Hinweisen begnügen.

Donald Ostrowski kommt nach einer kritischen Überprüfung des Forschungsstandes gegen Ju. K. Begunov zu dem Ergebnis, dass die erste Redaktion der Vita Alexander Nevskijs nicht schon im späten 13. Jahrhundert, sondern erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden sein kann („Redating the Life of St. Alexander Nevskii“, S. 23–40). Nach Charles J. Halperin lässt sich der Charakter Ivans des Schrecklichen nicht aus traumatischen Kindheitserfahrungen am Moskauer Hof erklären („The Minority of Ivan IV“, S. 41–52). Edward Keenan sieht als ursprüngliche Intention Ivans IV., 1564 die Maßnahmen für die letztlich gescheiterte *opričnina*-Episode einzuleiten, den Wunsch des gesundheitlich angeschlagenen Zaren an, sich ohne Herrscherpflichten ins Privatleben zurückzuziehen („The Privy Domain of Ivan Vasil'evich“, S. 73–88). David Goldfrank demonstriert an der Textgeschichte des Prosvetitel', dass Nil Sorskij sehr viel mehr gemeinsame orthodoxe Grundüberzeugungen mit Iosif Volockij teilte als man bisher wahrhaben wollte („Nil Sorskii and Prosvetitel'", S. 215–230).

Einzelne Autoren folgen dem Beispiel Crummeys

und schöpfen neue Erkenntnisse aus dem Reservoir der Ausländerberichte. Nancy Shields Kollmann stellt einen Augenzeugenbericht des englischen Diplomaten George Carew über Polen-Litauen vor, der mit vergleichbarer Absicht nur wenige Jahre nach dem Russlandbuch von Giles Fletcher niedergeschrieben wurde („The king ... should be but Imaginary': The Commonwealth of Poland-Lithuania in the Eyes of an English Diplomat, 1598“, S. 353–366). Chester S. L. Dunning verdanken wir die korrigierte Transliteration einer undatierten Beschreibung der Festungsanlagen des Soloveckij-Klosters (S. 323–325), deren Entstehung er mit guten Argumenten in das Jahr 1613 verschiebt und in unmittelbare Verbindung bringt mit den angedachten Interventionsplänen König James I. in Nordrussland während der Zeit der Wirren. Die Zuschreibung an Sir Fulke Conway bleibt allerdings hypothetisch („The Richest Place on Earth: An Early 17th-Century English Description and Military Assessment of Solovetskii Monastery“, S. 309–326). Für Daniel C. Waugh weist die Wahrnehmung sensationeller Vorgänge an der Türkenfront in russischen Kuranty des 17. Jahrhunderts auf die Anfänge einer kulturgeschichtlich bedeutsamen Kommunikationsrevolution hin, in die auch das Moskauer Russland einbezogen war und die ein neues Gefühl der grenzüberschreitenden Zeitgenossenschaft entstehen ließ („News Sensations from the Front: Reportage in Late Muscovy concerning the Ottoman Wars“, S. 491–506).

In mehreren Beiträgen werden aus unterschiedlichen Blickwinkeln neue informative Details zur Hofgesellschaft und den sie verbindenden sozialen Netzwerken, zu den öffentlichen Inszenierungen der Zarenmacht und zu den Führungseliten im Moskauer Russland zusammengetragen. Ol'ga E. Kosheleva und Boris N. Morozov fassen in einem gedrängten Überblick die wesentlichen Verpflichtungen und Privilegien der engsten Berater des Zaren mit Dumarang zusammen („Služebnaja dejatel'nost' bojar v XVII v.“, S. 131–153). Die beiden Autoren gehören als russische Partner der Forschergruppe an, die seit 1961 gemeinsam mit den Amerikanern Russell E. Martin und Marshall Poe für die verdienstvolle biographische Datenbank zur Moskauer Elite des 17. Jahrhunderts (Muscovite Biographical Database/MBD) verantwortlich zeichnet. Daniel Rowland zeigt am Beispiel der beiden Thronsäle im Moskauer Kreml (Goldener Saal im Kremlpalast und Thronsaal im Facettenpalast) die Intention der Auftraggeber, sich mit einem einprägsamen Bildprogramm an den Wänden und durch die aufwendigen zeremoniellen Abläufe der Empfänge den ausländi-

schen Besuchern und den eigenen Untertanen als legitime Inhaber des Herrscheramtes zu präsentieren („Architecture, Image, and Ritual in the Throne Rooms of Muscovy, 1550–1650: A Preliminary Survey“, S. 53–71). Durch den inszenierten Geschenkeaustausch anlässlich von Hochzeiten innerhalb der Herrscherfamilie, der sich über mehrere Tage hinzog und in einem eigenen Inventar (*Spisok pridannych*) penibel protokolliert wurde (vgl. dazu die tabellarische Zusammenstellung für den Zeitraum von 1533–1671, S. 96–97), sollte nach Russell E. Martin der innere Zusammenhalt der Dynastie demonstrativ zur Schau gestellt werden („Gifts for Kith and Kin: Gift Exchanges and Social Integration in Muscovite Royal Weddings“, S. 89–108). Sachkundige Erläuterung zu den historischen, religiösen und ideologischen Begründungen des Moskauer Herrschergedankens und zur Traditionsgeschichte der Romidee in Russland findet man in dem Beitrag von Paul Bushkovitch. Peters des Großen neue Staatskonzeption knüpfte demnach nicht an antike römische Vorbilder an, deren Kenntnis in Russland kaum verbreitet war, sondern reproduzierte die russische Version zeitgenössischer barocker Vorgaben europäischer Fürstenhöfe („The Roman Empire in the Era of Peter the Great“, S. 155–172). Eine westeuropäische Entlehnung vermutet auch George G. Weickhardt in der Weiterentwicklung des russischen Katasterwesens im Uloženie von 1649. In den Kapiteln 16 und 17 war bei Landübertragungen eine Registrierungspflicht vorgesehen, um künftige Eigentumsstreitigkeiten zu vermeiden, und dabei – so die Vermutung des Verfassers – nach britischem Vorbild die „*first-to-register rule*“ zugunsten des ersten Antragsstellers verfügt worden („Registering Land Titles in Muscovy“, S. 441–457).

Einen Wechsel der Perspektive von den Oberschichten zur bäuerlichen Bevölkerungsmehrheit verfolgt Carsten Goehrke in seinem Beitrag zu den Verbindungswegen im Moskauer Russland. Durchgangsstraßen boten den Bauern in nahegelegenen Siedlungen neue Verdienstmöglichkeiten, muteten ihnen aber auch durch Unterhaltsverpflichtungen und Spanndienste erhebliche Belastungen zu („Die Straße in der Alltagswahrnehmung russischer Bauern des 17. Jahrhunderts“, S. 341–351). Auf ein bisher wenig beachtetes Thema der Frauengeschichte in Russland richtet Carol B. Stevens das Augenmerk, auf das Schicksal der zahlreichen Helfer, des weiblichen Hilfspersonals und insbesondere der Ehefrauen, die regelmäßig im Tross der russischen Truppen anzutreffen sind („Women and the Russian Military, 1650–1730: A Preliminary Survey“, S. 473–490). Fra-

gen zur Stellung der Frauen in der Moskauer Gesellschaft werden außerdem noch auf unterschiedlichen Ebenen thematisiert. Isolde Thyrêt korrigiert die negativen Urteile der Historiker über die Mutter des ersten Romanov-Zaren und weist ihr eine tragende Rolle in der schwierigen Übergangsphase der Smuta und bei der Wahl ihres Sohnes zu („Marfa Ivanovna and the Expansion of the Role of the Tsar's Mother in the 17th Century“, S. 109–129). Daniel H. Kaiser erschließt aus den Testamenten von drei prominenten Frauen des 17. Jahrhunderts, dass sie als Witwen nicht frei über ihren Landbesitz verfügen konnten, sondern an die Vorgaben einer patriarchalen Gesellschaft gebunden waren, die eine patrilineare Erbfolge vorsahen („Property among Elite Women in 17th-Century Russia“, S. 427–440).

Genuin kirchengeschichtliche Fragen, die in den Forschungsarbeiten Crummeys zu den Altgläubigen einen zentralen Stellenwert einnahmen, werden in zahlreichen Beiträgen behandelt. Ludwig Steindorff entdeckt in der Handschrift 417 (683) des Eparchial'noe Sobranie im Staatlichen Historischen Museum in Moskau eine bisher unbekannte Quellengattung, die neue Informationen zur Kommemorationspraxis im Iosif-Volockij-Kloster enthält und für die er den Terminus „*godovaja kormovaja kniga*“ vorschlägt. Anhangsweise (S. 243–249) beigegeben ist die Liste der in der Quelle erwähnten Personen von Handschrift Nr. 417 (683) („Realization vs. Standard: Commemorative Meals in the Iosif Volotskii Monastery in 1566/6“, S. 231–249). Jennifer B. Spock findet in der Regel des Soloveckij-Klosters aus dem 17. Jahrhundert deutliche Anpassungen der überlieferten orthodoxen Traditionen mönchischen Lebens an lokale russische Gegebenheiten („Regarding the Good Order of the Monastery: The Tipik Solovetskago and the Integration of the Spiritual with the Temporal in the Early 17th Century“, S. 251–267). Georg B. Michels porträtiert Ivan Neronov als kompromisslosen Prediger der orthodoxen Lehre und scharfen Kritiker der russischen Kirchenführung und der unzulänglichen Pastoralarbeit („Ivan Neronov: A Priest Who Lost His Mind“, S. 269–285). Ann M. Kleimola stellt das nordrussische Antonij-Sijskij-Kloster als regionales Kulturzentrum und einzelne herausragende Äbte als Förderer lokaler Traditionen der Ikonenmalerei vor („Icon-Painting in the Russian North: Evidence from the Antonievo-Siiskii Monastery“, S. 327–339). Nach Roy R. Robson hat die Herausforderung, das Verhältnis zur kommunistischen Lehre und zum Sowjetstaat zu regeln, die Führung der altgläubigen Gemeinde in Riga während der Nachkriegsjahre tief gespalten („Old

Believers and the Soviet State in Riga, 1945–55“, S. 287–299). Unter den russischen Dissidenten hat die Person Peters des Großen, dessen autokratischer Paternalismus ebenso abgelehnt wurde wie die bolschewistische Parteidiktatur, nach Jay Bergman vergleichbare Irritationen ausgelöst („Peter the Great in the Writings of Soviet Dissidents“, S. 189–212). Auf Randphänomene religiöser Erfahrungen (Todesvisionen, Begegnungen mit Heiligen oder verstorbenen Angehörigen), die in vormodernen russischen Texten überliefert sind, verweist Eve Levin („Near Death Experiences“, S. 411–425), und Valerie Kivelson versucht das Tabuthema der geheimnisvollen sog. Schwarzen Bücher innerhalb der orthodoxen russischen Gesellschaft zu konkretisieren („What was Chernoknizhestvo? Black Books, Foreign Writing, and Literacy in Muscovite Magic“, S. 459–472).

Dem Anlass der Festschrift entsprechend treten zeitgeschichtliche Themen ganz in den Hintergrund. Neben den knappen Ausführungen Alexis Pogorelskins zur Rolle Kamenevs im innersowjetischen Machtkampf Anfang der 20er Jahre („Kamenev in

the Early NEP: The Twelfth Party Congress“, S. 173–187) verdient insbesondere der Beitrag von Richard Hellie Beachtung. Er fragt nach den Absichten, die Stalin zu einer dezidierten Befürwortung der israelischen Staatsgründung bewogen haben mögen. Hellie findet vornehmlich kurzfristige, auf die sowjetische Präsenz im Nahen Osten ausgerichtete Motive, während die langfristige Folgen, wie der Verlust an wissenschaftlicher und künstlerischer Kompetenz durch die absehbare jüdische Emigration weitgehend vernachlässigt wurden („The Soviet Role in the Creation of Israel Reconsidered“, S. 367–387).

Der Sammelband würdigt in überzeugender Weise das Lebenswerk eines verdienstvollen amerikanischen Russlandhistorikers, der bei seinen Forschungsarbeiten immer auch den Kontakt zur deutschen Osteuropaforschung gesucht hat. Interessenten insbesondere der frühneuzeitlichen Geschichte Russlands erwartet eine durchaus lohnende Lektüre mit informativen Beiträgen zu einem breiten Themenspektrum.

Edgar Hösch, Würzburg

VINCENT BARNETT, JOACHIM ZWEYNERT: Economics in Russia. Studies in Intellectual History. Aldershot, Hampshire: Ashgate, 2008. 220 S. ISBN: 978-0-7546-6149-8.

Die Geschichte des ökonomischen Denkens in Russland ist ein bisher vernachlässigtes Forschungsfeld. Vincent Barnett und Joachim Zweynert, die in den letzten Jahren beide mit einschlägigen Arbeiten hervorgetreten sind, unternehmen mit dem vorliegenden Band den verdienstvollen Versuch, die wichtigsten Grundzüge der Entwicklung vom 16. bis in das späte 20. Jahrhundert hinein nachzuzeichnen. Ihr Anliegen besteht zugleich darin, zwei gängige, aber recht unterschiedliche Interpretationsmuster kritisch zu hinterfragen: Dem einen Muster zufolge vollzog die russische Wirtschaftswissenschaft bis in das späte 19. Jahrhundert hinein in erster Linie nach, was zuvor an Modellen und Erklärungsansätzen in den westlichen Wirtschaftswissenschaften vorgebracht worden war, dem anderen Muster zufolge war die russische Wirtschaftswissenschaft von einem ganz eigenständigen nationalen Denk- und Wirtschaftsstil geprägt. Die sowjetische Historiografie griff beide Muster auf und wies sie unterschiedlichen sozialen Trägerschichten zu: „Rückständige“, bürgerlich geprägte Ökonomen wurden von ihr zu bloßen Epigonen westlicher Vorbilder abgestempelt, „fortschrittliche“, marxistisch-leninistisch geprägte Ökonomen dagegen zur Avantgarde der internatio-

nalen Entwicklung erklärt. Das Interesse an einer nüchternen Analyse und historisch-kritischen Würdigung des autochthonen russischen ökonomischen Denkens im Kontext der internationalen Entwicklung ging so weitgehend verloren, auch bei westlichen Wirtschafts- und Wissenschaftshistorikern; erst nach dem Ende der Sowjetunion konnte es wieder belebt werden.

Die insgesamt elf Beiträge des Bandes, die von einer kurzen Einleitung und einem noch viel kürzeren Schlusswort der Herausgeber eingrahmt werden, decken inhaltlich ein sehr weites Spektrum ab. Danila Raskov präsentiert die moskowitzische Wirtschaftslehre des 16. und 17. Jahrhunderts als integralen Bestandteil religiöser und politischer Diskurse. Vorstellungen von Eigentum, Geld und Handel waren zu dieser Zeit noch immer stark von religiösen und machtpolitischen Erwägungen bestimmt, sie können nicht als eigenständiges ökonomisches Denken, vergleichbar dem in Westeuropa anzutreffenden Merkantilismus, eingestuft werden. Erst mit den Reformen Peters I. und Katharinas II. im Zeitalter der Aufklärung erhielt das ökonomische Denken in Russland, wie Leonid Shirokorad darlegt, einen zunehmend säkularen, eigenständigen Charakter. Da es weiterhin in den Dienst der Förderung des absolutistischen Staates gestellt wurde, kann jedoch im 18. Jahrhundert noch immer nicht von einer unabhängigen russischen Wirtschaftswissenschaft die Rede sein. Alla Sheptun widmet sich drei herausragenden

russischen Währungsreformern: M. M. Speransky, N. S. Mordvinov und N. K. Bunge. Sie kann zeigen, dass deren stark liberal beeinflusste, aber dennoch auf den Staat als Hauptakteur setzenden Ideen einen maßgeblichen Beitrag zur Etablierung wichtiger Institutionen des Geld- und Kreditwesens im Übergang zur Industrialisierung Russlands am Ende des 19. Jahrhunderts leisteten. Joachim Zweynert sieht die russische akademische Wirtschaftslehre im 19. Jahrhundert generell zwischen Rationalismus und Historizität schwanken, also am Gedanken der universellen Gültigkeit wirtschaftlicher Gesetze festhalten, ohne jedoch die historischen Besonderheiten der russischen Wirtschaftsentwicklung aus dem Blick zu verlieren. Am Beispiel einzelner Gelehrter und ihrer Lebenswege verdeutlicht er die starken transnationalen Wechselwirkungen, die zu dieser Zeit zwischen der russischen und der deutschen Wirtschaftswissenschaft bestanden. Natalia Makasheva befasst sich mit der Renaissance religiöser und ethischer Überlegungen in der russischen Wirtschaftslehre an der Schwelle zum 20. Jahrhundert.

Den Auftakt für sechs weitere Beiträge zur Zeit nach der Revolution von 1917 machen William Coleman und Anna Taitlin mit einer Studie zu dem umstrittenen Ökonomen A. V. Chayanov, der mit radikalen agrarischen Utopien hervortrat und gerade bei westlichen Intellektuellen des linken Spektrums viel gelesen wurde. Angemessene Aufmerksamkeit wird auch jenen namhaften russischen Ökonomen gewidmet, die unmittelbar nach der Revolution in die Emigration gingen: Vincent Barnett fragt nach der Wirkung, die von den Arbeiten S. S. Kuznets', J. Marschaks und W. W. Leontiefs auf die westeuropäische und amerikanische Wirtschaftswissenschaft ausging; sie war markant, etwa im Bereich der Konjunkturforschung, und sie zeigt zudem, dass es keine unüberwindbaren methodologischen Gräben zwischen der russischen und den westlichen Traditionen in den Wirtschaftswissenschaften gab. Shuichi Kojima beschäftigt sich mit den Werken von B. D. Brutzkus und S. N. Prokopovich und arbeitet heraus, dass sie jeweils unterschiedlichen, aber erheblichen Einfluss auf die ersten westlichen Analysen zur sowjetischen Wirtschaft besaßen. Mit grundsätzlichen Fragen der politischen Ökonomie und der poststalinistischen Wirtschaftsreformen befassen

sich Michael Kaser und Pekka Sutela. Sie rufen in Erinnerung, in welchem hochgradig politisierten, einschüchternden und für den einzelnen Wissenschaftler letztlich lebensgefährlichen Klima ökonomische Debatten in der Sowjetunion häufig stattfanden. Sie zeichnen damit zugleich den intellektuellen Niedergang der Disziplin nach, auch wenn es in den 1960er und 1970er Jahren durchaus Ansätze zu einer methodischen, vor allem mathematisch, neoklassisch inspirierten Erneuerung in Anlehnung an die internationale Entwicklung der Wirtschaftswissenschaften gab. Andrey Zaoztrovsev schließlich gibt einen Überblick über die wachsende Vielfalt des ökonomischen Denkens der postsowjetischen Zeit bis in die Gegenwart hinein, wobei der wieder aufkommende russische Nationalismus nicht nur Auswirkungen auf die Wirtschaftspolitik, sondern auch auf die Wirtschaftswissenschaften zeitigte und hier für teils erstaunliche Kontinuitäten sorgte, etwa mit Blick auf die negative Beurteilung der Wirtschaftsbeziehungen zwischen Russland und dem Westen.

Eine Einbettung des ökonomischen Denkens in die jeweiligen historischen – politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen – Kontexte wird leider von den meisten Beiträgen nur sehr skizzenhaft vorgenommen. Wie sich ökonomisches Denken, wirtschaftliche Institutionen und alltägliche wirtschaftliche Praktiken als die drei wesentlichen, sich wechselseitig ermöglichenden und zugleich bedingenden Momente historischer Dynamik gegenseitig beeinflussten, wird deshalb nicht wirklich transparent. Stellenweise schimmert ein essentialistisches Wissenschaftsverständnis durch. Den Herausgebern gelingt es aber, auf der Grundlage der einzelnen Beiträge ebenso knapp wie überzeugend herauszuarbeiten, dass das ökonomische Denken in Russland eine eigene Wissenschaftstradition begründete, nicht zuletzt, weil es immer auf die Wirtschaftsentwicklung Russlands bezogen blieb; von einem besonderen nationalen Denkstil kann aber nicht die Rede sein, vielmehr bestanden zahlreiche intellektuelle Wechselbeziehungen mit den westlichen Wirtschaftswissenschaften. Aufgabe bleibt es, sie noch eingehender als dynamischen, in die historischen Kontexte eingebetteten Prozess zu erforschen.

Friederike Sattler, München

Regiony Ukrainy. Chronika i rukovoditeli. T. 3: Krym i Nikolaevskaja oblast'. [Die Regionen der Ukraine. Chronik und Führer. Bd. 3: Krim und Gebiet Nikolaev.] Naučnyj redaktor Kimitaka Macuzato. Sapporo: Slavic Research Center Hokkaido University, 2009. 256 S. Abb. = Slavic Eurasian Studies No. 20. ISBN: 978-4-938637-50-7.

Das vorliegende Buch ist im Rahmen eines größeren, von der japanischen Regierung finanzierten slawisch-

eurasischen Forschungsprogramms entstanden. Es ist nach einer 2002 erschienenen Studie über das Gebiet Char'kov die zweite Publikation zu den Regionen der Ukraine. Gegenstand sind die Krim und das Gebiet Nikolaev, also der Süden der Ukraine, der, wie der redaktionell verantwortliche K. Macuzato hervorhebt, oft als ein essentialistisch verstandenes „Bollwerk linker Kräfte und prorussischer Stimmungen“ (S. 7) betrachtet wird. Daher gelte es, in einer typologischen Analyse die bestehenden Stereotype zu hinterfragen und die wissenschaftliche Aufmerksamkeit den Einstellungen der Elite und den häufigen Wandlungen der politischen Kräfte zuzuwenden. Dazu hat das japanische Forschungszentrum zwei ukrainische Wissenschaftler gewonnen. Der Historiker Dmitrij Rjabuškin analysiert die Verhältnisse in der Autonomen Krim-Republik, die Politologin Olena Jacunskaja die des Gebietes Nikolaev.

Beide Teile sind nach ähnlicher Ordnung gegliedert und angelegt. Eröffnet werden die Abhandlungen jeweils mit einem Kapitel, das auf wenigen Seiten einen historisch-geographischen Abriss der Gebietseinheit sowie eine Charakteristik der regionalen Besonderheiten gibt. Dem folgen umfangreiche zweite Kapitel, welche die politische Geschichte der Krim und des Gebietes Nikolaev zwischen 1989 und 2006/2007 in ihren wichtigsten Entwicklungslinien und im Kontext der Politik der Ukraine seit der Perestrojkezeit referieren. Rjabuškin wie Jacunskaja gehen dabei strikt chronologisch vor, wobei sie ihre Untersuchungen nach den Amtszeiten der Präsidenten weiter untergliedern. Für die Darstellung der Entwicklungen auf der Krim stellen die konstitutionellen Entscheidungen zum Autonomiestatus der Halbinsel zusätzliche Bezugspunkte dar. Ausführlich werden in beiden Abhandlungen der institutionelle Auf- und Ausbau der Selbstverwaltungskörperschaften sowie der jeweiligen staatlichen Exekutiv- und Legislativorgane behandelt und die Konfliktlinien in den Wechselbeziehungen zwischen Kiewer Zentrum und den beiden südlichen Regionen deutlich gemacht. Da es um die politischen Akteure, vor allem aber die politischen Eliten, ihre Interessen und Strategien geht, werden Wahlen und deren Ausgang untersucht und im Kontext der jeweiligen regionalen Besonderheiten beleuchtet. Für die Krim zeigt Rjabuškin, dass die Halbinsel, nachdem ihr Autonomiestatus geklärt und in der Verfassung verankert war, sowie im Zuge einer spürbaren ökonomischen Erholung der Region, eine beachtliche politische Stabilität erreicht hat und dass von einer Hinwendung der Eliten zu Russland keine Rede sein kann, solange Kiev keine Zwangsumukrainisierung der Halbinsel versucht. Eine wie auch immer herbeigeführte instabile Lage auf der Halbinsel mag strategischen

Visionen Moskaus entgegenkommen, entspreche aber nicht den Interessen der Eliten auf der Krim. Denn, wie der Verfasser mit Verweis auf die Erfahrungen aus der postsowjetischen Wirklichkeit urteilt, im Wettstreit zwischen politischen Prinzipien und finanzieller Bereicherung trage immer das Geld den Sieg davon. Auch die Integration der Krimtataren sieht Rjabuškin als ein stabilisierendes Element – und einen Garanten für die Zugehörigkeit der Krim zur Ukraine.

Etwas anders gestaltete sich die Entwicklung im Gebiet Nikolaev, in dem sich nicht nur in den großen Betrieben der Schiffbauindustrie die alten Eliten halten konnten und die linken Kräfte die Wahlen dominieren. Dies war auch während der Orangen Revolution der Fall, als Janukovyč sich auf die russischsprachige Wählerschaft des Gebietes sowie die „Industriearbeter“ verlassen konnte, die an engen Wirtschaftskontakten mit Russland weiter festhalten wollten. Ideologische Aspekte spielten und spielen dabei keine Rolle. Denn während in dem Gebiet bis zur Präsidentenwahl von 2004 P. Symonenkos Kommunistische Partei der Ukraine als stärkste Kraft aus Wahlen hervorzugehen pflegte, änderte sich dies mit der Alternative Janukovyč, zu dessen Partei der Regionen sich die meisten Direktoren der Großbetriebe bekannten. Daher war auch für deren Belegschaften die neue Partei attraktiv geworden. Diese wurde darüber hinaus vor allem auch als Garant gegen Ukrainisierungsversuche und als Wahrerin der russischen Sprache wahrgenommen, wie Jacunskajas Ausführungen klar werden lassen.

Versucht man ein Fazit, so scheinen die Wandlungsprozesse auf der Krim grundlegender als im benachbarten Gebiet Nikolaev, ungeachtet der Tatsache, dass dort das am Ende der UdSSR bestehende Einparteiensystem durch das Nebeneinander von inzwischen 106 Parteien (S. 239) abgelöst worden ist.

Die Untersuchungen werden durch die Wiedergabe von Wahlergebnissen sowie durch biographische Skizzen der Politiker und ihrer Karrieren seit sowjetischer Zeit gestützt und veranschaulicht. Außerdem findet man Chronologien der wichtigsten Ereignisse und ein Verzeichnis der Massenmedien des Gebietes Nikolaev mit Angaben über Herausgeber und Auflagenhöhe. Aber anders als etwa die Ausführungen über die Krim beschränken sich die Darlegungen Jacunskaja auf eine eher deskriptive Aufreihung von Ereignissen, Zahlen und Beobachtungen. Dem vom Herausgeber erhobenen Anspruch, das undifferenzierte Bild vom Süden der Ukraine als Bollwerk linker, antiukrainischer Kräfte aufzubrechen, wird die ansprechend aufgemachte Publikation zumindest in Ansetzen gerecht.

Rudolf A. Mark, Lüneburg

ANDREJ L. JURGANOV: *Kategorii russkoj srednevekovoj kul'tury* [Kategorien der russischen mittelalterlichen Kultur.] 2-e izd., isprav. i dop. S.-Peterburg, Moskva: Centr gumanitarnych iniciativ, 2009. 367 S., 17 Abb. = *Pis'mena vremeni*. ISBN: 978-5-88415-997-6.

Als 1998 die erste Auflage des Bandes erschien, widerfuhr ihm in der russischen Fachöffentlichkeit außergewöhnlich große Beachtung. Dies mündete in eine breite und mitunter kontroverse Diskussion vor allem über die vom Autor verfochtene Methode einer „historischen Phänomenologie“. Deren Ziel ist es, aus den Quellen die (Denk-)Kategorien zu ermitteln, die für die mittelalterliche Rus' prägend waren und die diese von anderen Epochen und Gesellschaften unterscheiden: „[P]hänomenologisch werden die eigentümlichen Grundlagen des Bewusstseins von Mensch und Gesellschaft untersucht“ (S. 11). Zwar bleiben in dem Band selbst die theoretischen Überlegungen insgesamt recht knapp, doch hat Jurganov sie inzwischen ausführlicher dargelegt, so dass sich die Leser der zweiten Auflage nun besser orientieren können (A. L. Jurganov: *Opyt istoričeskoj fenomenologii*, in: *Voprosy Istorii* (2001), 9, S. 36–52; A. L. Jurganov, A. V. Karavašin: *Opyt istoričeskoj fenomenologii. Trudnyj put' k očevidnosti*. Moskva 2003). Unter Berufung auf Edmund Husserl und Martin Heidegger ist es Jurganovs Anliegen, die Quellen aus sich selbst heraus sprechen zu lassen und nicht Denkschablonen oder Deutungsmuster aus späterer Zeit auf sie anzuwenden. Dieser Ansatz erinnert an Ernst Noltes umstrittenes Konzept einer „philosophischen Geschichtsschreibung“, die sich ebenfalls auf Heideggers Denken gründet. Die Furore, die Jurganovs Buch in Russland gemacht hat, hängt wohl vor allem damit zusammen, dass dieser methodische Ansatz einen radikalen Bruch mit dem marxistisch geprägten Geschichtsdenken darstellt, dessen Interpretationsparadigmen zwar nach 1991 nicht mehr verbindlich sind, dessen Grundannahmen aber untergründig durchaus noch nachwirken.

Jurganov macht insgesamt vier Kategorien der mittelalterlichen Kultur der Rus' aus, denen er jeweils ein Kapitel widmet. Die erste Kategorie bildet das Begriffspaar „christlicher Glaube“ (*vera*) und „Gerechtigkeit“ (*pravda*). Ausgehend von Ivan Peresvetov kommt er zu dem Schluss, dass *pravda* im Verständnis der mittelalterlichen Rus' eher dem entsprach, was heute als „Glauben“ bezeichnet wird. Der Begriff *pravda* transportiere angesichts des kommenden jüngsten Gerichts die individuelle Ver-

pflichtung, gemäß der gerechten, von Gott gegebenen Ordnung zu leben. *Vera* entsprach nach Jurganov dagegen der heutigen Vorstellung von Wahrheit (*istina*). Denn der Glaube habe sich nicht individuell, sondern äußeren Regeln und festgelegten Riten folgend geäußert. Ein Abweichen davon sei als Verlust der Wahrheit, des wahren Glaubens verstanden worden.

Im zweiten Kapitel behandelt Jurganov das Begriffspaar „schenken“ (*blagoslovit'*) und „verleihen“ (*požalovat'*) in Bezug auf herrscherliche Landzuteilungen. Auf der Grundlage der großfürstlichen Testamente kommt er zu dem Schluss, dass Schenkungen mit der Konnotation einer Segnung (*blagoslovenie*) nur Verwandte des Großfürsten erhielten und sich auf die Teilfürstentümer (*udeľy*) bezogen, während Güter per Gnadenerweis (*žalovanie*) verliehen wurden. Demgemäß wurde das Herrschaftsgebiet als Eigentum des Herrscherklans aufgefasst, eine Vorstellung, die auch auf ein mongolisches Vorbild zurückzuführen sei. Nach dem Aussterben der Rjurikidendynastie habe dieses Konzept jedoch seine Grundlage verloren, weil die neuen gewählten Zaren als ehemalige „Knechte des Herrschers“ nicht in gleicher Weise „Herrscher der Knechte“ werden konnten.

Der Frage der Bedeutung der „persönlichen Freiheit“ (*samovolastie*) spürt Jurganov anhand der Begriffspaare „Gott und Sklave Gottes“ sowie „Herrscher und Knecht“ nach. War die Kiever Rus' aus seiner Sicht noch durch Vasallitätsverhältnisse geprägt, habe die „russisch-mongolische Symbiose“ (S. 181) die Selbstverortung der Untertanen als „Knechte“ gefördert, zumal den Großfürsten nach dem Fall von Byzanz eine sakrale Rolle zugefallen sei. Die Selbstbezeichnung als Knecht (*cholop*) sei dabei nicht als demütigend empfunden worden und habe sich auch terminologisch vom eigentlichen Leibeigenen/Sklaven (*rab*) unterschieden.

Die vierte Kategorie kreist um die Endzeiterwartung und das Jüngste Gericht. Eine Analyse der großfürstlichen Siegel bringt Jurganov zu dem überraschenden Ergebnis, diese würden nicht, wie allgemein angenommen, den Heiligen Georg im Kampf gegen den Drachen, sondern den Erzengel Michael im apokalyptischen Kampf mit der Schlange darstellen, wobei Michael auch als Verkörperung des jeweiligen Großfürsten gelesen werden könne. Erst Ende des 17. Jahrhunderts sei diese Gestalt zum Heiligen Georg umgedeutet worden. Auch die *opričnina* Ivans des Schrecklichen deutet Jurganov als eine Institution in Erwartung des nahen Weltendes: Der Zar habe sich eine geistliche Hirtenfunktion angeeignet und

angesichts des kurz bevorstehenden Jüngsten Gerichts das Böse bestrafen wollen. Abschließend wendet sich Jurganov den eschatologischen Deutungen der *smuta* bei den Altgläubigen zu.

Jurganovs Argumente stellen manch überkommenes Geschichtsbild in Frage und provozieren im besten Sinne des Wortes zum Nachdenken. Vollkommen überzeugend sind sie allerdings nicht in jedem Fall. Das liegt auch an der Quellenauswahl. So lässt er die doch eigentlich zentrale Quellengattung der Chroniken weitgehend unbeachtet. Zudem gibt es einige Unschärfen und Inkonsistenzen. Obwohl er die spezifischen Kategorien einer Epoche herausarbeiten will, bleibt unklar, welchen Zeitraum er eigentlich als „Mittelalter“ versteht. Sein allgemeiner Bezugsrahmen ist das „vorpetrinische Russland“, doch geht er auf die Kiever Rus' nur sporadisch ein und setzt seinen Schwerpunkt auf die Zeit vom 15. bis 17. Jahrhundert. Ob dies allein dem Mangel an einschlägigen Quellen aus früherer Zeit geschuldet ist oder auch andere Gründe hat, bleibt unklar. Auch den Raum lässt er merkwürdig unbestimmt. Jurganov adaptiert – seinem eigenen Ansatz zuwider – die moderne Russland-Vorstellung und beschränkt sich auf die nordöstliche Rus' bzw. das Moskauer Reich. Im Mittelalter umfasste der Rus'-Begriff aber auch die ostslavisch-orthodoxen Gebiete, die später

unter polnisch-litauischer Herrschaft standen. Galten die von Jurganov ermittelten Kategorien auch dort? Hier deutet sich das grundlegende Problem bei der Methode der „historischen Phänomenologie“ an: So richtig das Postulat ist, die Quellen aus sich heraus sprechen zu lassen und zu versuchen, den Sinngehalt der Worte im Verständnis der Zeitgenossen zu erfassen, die Fragen, die der Historiker an die Quellen und die Vergangenheit stellt, bleiben in seiner eigenen Gegenwart verhaftet. Gerade auch Jurganovs Band zeigt dies deutlich.

Der Buchtitel ist eine Anspielung auf Aaron Gurevičs Klassiker „Kategorii srednevekovoj kul'tury“ (1. Auflage Moskva 1972; deutsch: Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen. Dresden 1978) und unterstreicht Jurganovs Absicht, in Russland ein grundlegend neues Verständnis von der mittelalterlichen Rus' einzuführen. Dadurch ist der Band ein typisches Kind der postsowjetischen Historiographie der neunziger Jahre. Ob es darüber hinaus tatsächlich eine ähnlich wichtige Bedeutung erlangen wird wie das Werk von Gurevič, bleibt indes zweifelhaft. Dessen ungeachtet ist es Jurganovs Verdienst, dass er das religiös begründete Denken in den Schriften der mittelalterlichen Rus' wieder in das Zentrum der Aufmerksamkeit der modernen russischen Historiographie gerückt hat.

Wolfram von Scheliha, Leipzig

A. A. ARONOV: Russkoe Predvožroždenie. [Die russische Frührenaissance.] Monografija. Moskva: Ėkon-Inform, 2009. 208 S. ISBN: 978-5-9506-0445-4.

Der Begriff der Protorenaissance ist u.a. von D. S. Lichačev während der Hochphase der ost-westlichen politischen und ideologischen Konfrontationen als Epochenbezeichnung in die sowjetische Altrussland-Forschung eingeführt worden (vgl. M. T. Petrov: Problema Vozroždenija v sovetskoj nauke. Spornye voprosy regional'nych renessansov. Leningrad 1989). Eine kritische Reflexion dieses Forschungsansatzes oder eine inhaltlichen Präzisierung des Terminus sucht man in der vorliegenden Darstellung vergeblich. Sie ist für einen breiteren Leserkreis bestimmt, der wissenschaftliche Anspruch ist eher bescheiden. Der Verfasser, Inhaber des Lehrstuhls für Geschichte, Kulturgeschichte und Museumskunde an der Moskauer Staatlichen Universität der Kulturen und Künste, tritt als Interpret einer betont patriotischen Geschichtsbetrachtung auf, die den kulturellen Aufschwung während des 14. Jahrhunderts im Novgoroder Raum und während des 15. Jahrhunderts in Vladimir-Suzdal' bzw. in Moskau als Glanzleistungen der Schöpferkraft des russischen Vol-

kes rühmt. Seine Wertungen kennen nur Superlative. Zur Begründung begnügt er sich damit, seitenweise Zitate aus älteren russischen und sowjetischen Standardwerken zur Kultur- und Kunstgeschichte aneinanderzureihen. Im Unterschied zu vergleichbaren Darstellungen der sowjetischen Geschichtsschreibung räumt er den Traditionen des heiligen Russland und dem Anteil der orthodoxen Kirche am kulturellen Leben einen sehr hohen Stellenwert ein. Neben dem „goldenen Zeitalter der Ikonenmalerei“ (S. 155–199) widmet er dem Mönchtum in der Nachfolge des Sergej von Radonež einen sehr umfangreichen Überblick (S. 96–155), in dem die Geschichte ausgewählter Klostergründungen bis in die Gegenwart fortgeführt wird. Obwohl der Verfasser Herausgeber eines biographischen Lexikons zu den Ausländern in Russland ist (Inostrancy v russkoj kul'ture. Moskva 2010), wird der westliche Einfluss in der Handelsmetropole Novgorod kaum thematisiert und der Beitrag italienischer Architekten zum Ausbau des Moskauer Kremls im abschließenden Teil nur sehr summarisch abgehandelt (S. 199–203). Der Text endet abrupt mit einer Auflistung weiterführender Literatur zu den einzelnen Architekturdenkmälern.

Edgar Hösch, Würzburg

JURIJ GEORGIEVIČ ALEKSEEV: Pochody Russkich vojsk pri Ivane III. [Die Feldzüge der russischen Truppen unter Ivan III.] Sankt-Peterburg: Izd. S.-Peterburgskogo universiteta, 2007. 464 S., 3 Karten. ISBN: 978-5-288-04191-4.

CAROL BELKIN STEVENS: Russia's Wars of Emergence, 1460–1730. Harlow, London, New York u.a.: Pearson Longman, 2007. 329 S., 10 Karten. = Modern Wars in Perspective. ISBN: 978-0-582-21891-8.

Die hier vorzustellenden Bücher betreffen ein Themenfeld, in dem sich die beiden Autoren bereits breit ausgewiesen haben. Ju. G. Alekseev hat sich mehrfach mit der Entfaltung des Moskauer Staates im 15. Jahrhundert, insbesondere mit Ivan III., beschäftigt. Dementsprechend hat man ihm zu seinem 75. Geburtstag 2001 eine Festschrift mit Beiträgen zum Russischen Staat im 14.–17. Jahrhundert gewidmet (erschienen 2002). Von den Werken der Amerikanerin C. B. Stevens ist ihr Buch „Soldiers on the Steppe“ (1995) zu nennen. Alekseev konzentriert sich hier nun völlig auf die kriegerischen Unternehmungen, die unter der Herrschaft Ivans III. stattfanden, also von 1462 bis 1505. Damit überschneidet sich diese Untersuchung mit dem Buch von Stevens, das über Peter den Großen hinausgreift und die kurzen Regierungszeiten Katharinas I. und Peters II. mit einschließt. Diese rund vier Jahrzehnte, in denen die Moskauer Expansionsbewegung als „Sammeln der russischen Lande“ und die Grundlegung der russischen Autokratie ihren Höhepunkt erreichten, erfahren in den beiden Büchern eine höchst unterschiedliche Behandlung.

Alekseev legt es darauf an, den Zusammenhang zwischen der militärischen und der politisch-staatlichen Entwicklung herauszuarbeiten. Alle anderen Gesichtspunkte wie Militärtechnik und Kriegskunst, auch im Vergleich mit den westlichen Ländern, Wirtschafts- und Sozialpolitik lässt er ausdrücklich außer Acht. Unter minimaler Benutzung von Sekundärliteratur, weitestgehend gestützt auf die einschlägigen Chronikberichte und deren extensive Interpretation, verfolgt er sein Ziel: Er zeigt, wie die strukturelle Zusammenfassung der Aufgebote der Teilfürsten zu einem Heer und die Entstehung eines zentralen militärischen Oberkommandos mit der Zentralisierung der politischen Herrschaft in der Person des Moskauer Großfürsten und dem Machtverlust der Teilfürsten Hand in Hand vorstatten gingen. Die Veränderungen im strategischen Ansatz führten somit

auch zu Reformen im operativ-taktischen Bereich und zu Neuerungen in den Kommando- und Kommunikationsstrukturen. Diese Reformpolitik, so einschneidend sie wirkte, habe sich, so betont der Verfasser, im militärisch-staatlichen Bereich genauso vollzogen wie in allen anderen Bereichen: „traditionell in der Form, radikal im Inhalt“ (S. 434). Mit seinem Urteil, damit habe sich Ivan III. von allen seinen Vorgängern fundamental unterschieden, akzentuiert er die Rolle dieses zweifellos bedeutenden Herrschers nachdrücklicher, als es seine amerikanische Kollegin tut.

Stevens Einschätzung fällt nicht völlig anders aus, aber im Ganzen ist sie eingebettet in die viel weiter gefasste Perspektive, in der Peter der Große mit seiner Ausrichtung des gesamten Staates auf die militärische Kraft eines Russischen Reiches, das unter ihm die Rolle einer maßgeblichen Großmacht in Europa wahrzunehmen beginnt, denn doch dominiert. Ihre lehrbuchartige Darstellung weist auch dadurch eine ausgewogenere Gewichtung in den Urteilen auf, dass sie nicht derart eng fokussiert ist wie die russische Abhandlung. Sie bezieht alle relevanten Aspekte mit ein, insbesondere auch die militärtechnische, soziale und wirtschaftliche Entwicklung sowie die ausländischen Einflüsse und Modelle. Während es Alekseev im Kern auf die Umverteilung der militärisch-politischen Macht von ‚unten‘ nach ‚oben‘ ankommt, wobei sich Anfänge der Institutionalisierung erkennen lassen, macht Stevens die Steppe zu ihrem Ausgangspunkt, die Bedingungen ihrer Grenzräume und die von den Mongolen übernommenen und weiter entwickelten Mittel und Methoden. Dafür hat sie die einschlägige englisch- und russischsprachige Sekundärliteratur herangezogen, die sie im Anschluss an jedes Kapitel nachweist und in einer abschließenden knappen bibliographischen Übersicht in den Grundzügen vorstellt.

Es dürfte nicht sonderlich überraschen, dass sich die zwei Bücher, wenn sie auch beide chronologisch angelegt sind, in ihrem Aufbau und Stil grundlegend unterscheiden. Dies zeigt sich bereits auf den ersten Blick an der Behandlung der beigefügten Karten. Dem russischen Buch sind drei große Karten lose beigelegt, deren Aussagekraft sich nur einem kundigen Interessenten erschließen könnte. In dem anderen Fall illustrieren die jeweils an Ort und Stelle platzierten Karten die im Text geschilderten Vorgänge. Stevens gliedert ihre Darstellung in drei Teile: Der erste reicht von 1450 bis 1598 und beschreibt den durch weitreichende Reformen ermöglichten Aufstieg Moskaus; der zweite umfasst das 17. Jahrhun-

dert mit den Turbulenzen der Zeit der Wirren und den Verwerfungen in den inneren und äußeren Verhältnissen, an dessen Ende sich eine stabile und stabilisierende Bürokratie etabliert hat; der dritte Teil unterzieht die Herrschaft Peters des Großen und ihre unmittelbaren Folgen einer nüchternen Kritik, die weder die Leistungen noch die immensen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Kosten verschweigt. Alekseev hat für seine Beweisführung einen rein schematischen Aufbau nach Jahrzehnten strikt durchgehalten. Am Ende eines jeden der fünf Kapitel fasst er knapp und übersichtlich die Ergebnisse

der Feldzüge des jeweiligen Jahrzehnts als Fortschritte auf dem Weg zum Moskauer Zentralstaat zusammen. In einem Hauptseminar zur russischen Geschichte des 15. Jahrhunderts fände man anhand dieses Buches nicht nur einen Ansatz, den Studierenden die russischen Chroniken als Quelle nahezubringen und Probleme ihrer Interpretation zu erörtern, sondern ihnen auch ein Beispiel für großrussischen Patriotismus in der Geschichtsschreibung vorzuführen.

Hans Hecker, Düsseldorf

ANDREJ A. GORDEEV: Istorija kazačestva. [Geschichte des Kosakentums.] Moskva: Veče, 2007. 635 S., Abb. ISBN: 5-9533-1172-9.

Aus der Feder eines hochrangigen Offiziers der Donkosaken, der sich im ersten Weltkrieg ausgezeichnet hatte und am Ende des Bürgerkriegs mit der elitären Atamanbrigade den langen Weg in die Emigration antrat, ist dies das einmalige Unternehmen einer Geschichte der Kosaken aus der Sicht ihrer letzten Generation, geschrieben und publiziert in Paris mit geringem oder ohne Zugang zu den Archiven, gestützt auf eigene Erfahrungen, Erinnerungen und die Aussagen anderer Emigranten. Das militärische Element tritt in der Konzeption hervor und bestimmt das Bild vom historischen Verhältnis zu den Völkern der Steppen, der Gebirge und Sibiriens. Die mythische kosakische Freiheit muss von Anfang an gegen die Überfälle der Nachbarn verteidigt werden; demgegenüber treten die in der neueren Forschung betonten Austauschbeziehungen und die flexible Zusammenarbeit im permeablen Grenzland ebenso zurück wie die ökonomischen Motive, die zur Bildung von Kosakengruppen führten. Die Entstehung des slawischen Kosakentums vermutet Gordeev im gemeinsamen Dienst von Steppenvölkern unter der Bezeichnung *kazak*/*kasach* in den Armeen Batys mit ostslawischer leichter Reiterei. Bei steigender Geburtenrate reproduzieren sich diese unabhängig vom menschlichen Tribut der Rus' und entwickeln eine eigene Identität, da die schwachen, zerstrittenen russischen Fürstentümer kein Leitbild abgeben und die Strukturen in Sarai Kontakt und Vermischung verhindern. Diese in sich widersprüchliche Darstellung einer frühen Entstehung des Kosakentums kann Gordeev nicht annähernd in den Quellen belegen, die er unkritisch verwendet. So betrachtet er osmanische Quellen, welche 1502 die Überführung von „Kosaken“ von Azov nach Konstantinopel anordne-

ten, als Beleg für die jahrhundertlange Ansiedlung der Donkosaken in diesem Gebiet; der Begriff, der türkisch für freier Mann oder Deserteur steht, ist jedoch vielfältig anwendbar. Bezeichnend für die Schwächen dieser Interpretation ist die über Jahrhunderte fortgeschriebene Rolle der Kavallerie; nicht umsonst sind nicht nur die alten Kosakenheere nach den Flüssen benannt, in deren Niederungen sich Kosaken halten konnten, die sich auf ihre Boote stützten. Auch die Rolle asiatischer oder nomadischer Überlieferungen für die partizipatorischen Institutionen der Kosaken bleibt fraglich, da sich Vorbilder für diese in Asien wie in Europa finden, insbesondere im polnischen *kolo* oder dem Novgoroder *več*.

Trotz eigener Identität hatten die Kosaken ihre orthodoxen Wurzeln nicht vergessen und finden sich zur Schlacht auf dem Kulikovo pole schon 1380 auf Seiten der Rus'. Die Darstellung verfolgt den roten Faden der russischen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts und betont die Rolle der Kosaken in großen und kleinen Schlachten zum Ruhme der russischen Waffen; kurze biographische Darstellungen kosakischer Heldenfiguren sind in den Text eingeflochten. Mit dem Zaren wird Kazan' erobert, die Kosaken erheben Mikhail Romanov zum Zaren, werden in das Russische Reich integriert und reiten nach dem Krieg gegen Napoleon in Paris ein. Der letzte, vierte Teil ist ganz memoiristisch den Ereignissen in Gordeevs Leben vorbehalten, der hier das Zeugnis anderer Teilnehmer seltener berücksichtigt. Die Revolution ist eine Katastrophe, die erst allmähliche Veränderungen wieder überwinden werden.

Diese in der Forschung wohlbekannte Quelle gibt Auskunft zum Selbst- und Geschichtsbild der Führungsschicht der weißgardistischen Kosaken. Ihre Neuauflage nach der Ausgabe von 1992 weist auf das fortbestehende Interesse an der wenig hinterfragten Geschichte des Kosakentums hin.

Christoph Witzennrath, Aberdeen

Orientations. An Anthology of East European Travel Writing, ca. 1550–2000. Ed. by Wendy Bracewell. Budapest, New York: Central European University Press, 2009. XXI, 402 S., Abb. = East Looks West, 1. ISBN: 978-963-9776-09-8.

Nach „Under Eastern Eyes. A Comparative Introduction to East European Travel Writing on Europe“ (Band 2) und einer Bibliographie osteuropäischer Reiseliteratur (Band 3) ist inzwischen auch der erste Band der Trilogie „East Looks West“ erschienen: „Orientations. An Anthology of East European Travel Writing on Europe“. Im Mittelpunkt dieser Trilogie steht die Frage, wo sich diese Reisenden, die zwischen 1550 und 2000 unterwegs waren, in Bezug auf den Begriff „Europa“ und die damit verbundenen Vorstellungen einer gemeinsamen kulturellen Identität positionierten.

In der 2009 veröffentlichten Anthologie stellt Wendy Bracewell eine Sammlung von über einhundert Auszügen aus ausgewählten Texten verschiedener Autoren und Autorinnen über 450 Jahre vor, gleichsam Meilensteine der reichen Reiseliteratur der vergangenen Jahrhunderte. Die Erfahrungen und Eindrücke entstammen der Feder von Reisenden, die sich aus „Osteuropa“ – in dieser Trilogie definiert als das riesige Territorium zwischen dem heutigen Russland und Deutschland, der Türkei und Italien – in die Welt aufgemacht hatten. Jeder Text wird mit einer kurzen Einleitung in seinen historischen Kontext eingebettet. Vornehmlich werden Reiseziele in West- und Südeuropa in den Blick genommen, wenngleich nicht ausschließlich (insofern ist der Titel „East Looks West“ etwas irreführend).

Es gereicht dem Werk sehr zum Vorteil, dass es nicht nur geographisch und chronologisch gegliedert wurde, sondern übergreifend auch thematisch. Die Herausgeberin überzeugt mit ihrer Strukturierung des Buches gleich zu Beginn, indem sie die „Orientierungen“ mit Texten aus dem 16. bis 18. Jahrhundert eröffnet, die sich als Ratgeber für oder gegen das Reisen an sich aussprechen, so János Zsámboki alias Joannes Sambucus, der in seiner Schrift von 1564 dagegen argumentierte, da es den Menschen seiner natürlichen Umgebung entreiße. „Neither road nor sky, but nature herself commands us to form kindly habits, for it is she who rules us. Many

whom the order of nature made gentle are corrupted and defiled in foreign places. [...] It is an object of pride to have seen so many peoples, customs and cities, but whose love is greater than the homeland's care?“ (S. 7).

Nützliche Redewendungen für Gefangene, Aufrufe gegen und Instruktionen für das Reisen führen über „väterlichen Rat“ hin zum unverzichtbaren, wenngleich sich mit seinem nicht näher spezifizierenden Titel in Geheimnis hüllenden „He who has this book in his home, has a great treasure“ eines Proshkynetarions aus dem Jahre 1742.

Von dieser Vielfalt Europas ausgehend konzentriert sich das Werk in einem nächsten Schritt auf verschiedene Gruppen von Reisenden: Pilger, Gesandte, Studenten, Wissenschaftler und Abenteurer.

Plausibel ist auch die Entscheidung, allein die geographische Herkunft der Reisenden über die Aufnahme ihrer schriftlichen Zeugnisse in die Anthologie bestimmen zu lassen, nicht ihre religiöse, ethnische, politische oder muttersprachliche Zugehörigkeit. Das Genre der Reiseliteratur lässt sich am anschaulichsten nach Ziel und Zweck des Unterwegsseins strukturieren, insbesondere da vor Einbruch des verschriftlichten Individualismus, das seit dem 19. Jahrhundert vermehrt Einzug in die Reiseliteratur hielt, modellhafte Richtlinien das Schreiben gestalteten. Es gab klare Vorstellungen davon, wie das Tagebuch eines Gesandten auszusehen habe, was den Kern von Pilgerberichten ausmache, wie wissenschaftliche Beschreibungen zu verfassen oder wie Form und Inhalt der Erlebnisse von Gefangenen zu gestalten seien.

Die Herausgeberin – Wendy Bracewell, Senior Lecturer in History an der „School of Slavonic and East European Studies“ am University College London – leistet mit dieser Anthologie, wie mit der Trilogie insgesamt, einen wichtigen Beitrag zu den lebhaften Diskussionen über Mentalitäten, Identitäten, Empfindungen der Zugehörigkeit, über Wissen und Macht, Kulturtransfer und kulturellen Wandel und bereichert die Kulturwissenschaften um seltene oder gar unbekannte Dokumente. Die Trilogie „East looks West“ kann nur wärmstens empfohlen werden.

Desanka Schwara, Basel

VOLKMAR BILLIG, BIRGIT DALBAJEW, GILBERT LUPFER, YULIA VASHCHENKO (Hrsg.): Bilder-Wechsel. Sächsisch-russischer Kulturtransfer im Zeitalter der Aufklärung. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2009. 304 S., Abb. ISBN: 978-3-412-20435-8.

Die Geschichte der Stadt Dresden und Heinrich Graf von Brühl, der Namensgeber für die „Brühlschen Herrlichkeiten“, sind eng miteinander verbunden. Einen Eindruck von der ursprünglichen Anlage der Brühlschen Bauten, die bereits wenige Jahre nach ihrer Errichtung in Teilen zerstört worden sind, erhält man heute leider nur noch durch die verschiedenen historischen Stadtansichten etwa von Bernardo Bellotto, der bei seinem Onkel Giovanni A. Canal in Venedig in die Vedutenmalerei eingeführt worden war.

Doch ist das Wirken von Brühls als Premierminister nicht nur mit der Innenpolitik unter August dem Starken und dem architektonischen Umbau Dresdens verbunden, sondern auch mit dem Kulturtransfer nach Russland, genauer nach St. Petersburg. Denn nach seinem Tod 1763 trennten sich die Erben von seinen zu Lebzeiten äußert eindrucksvollen Sammlungen von Gemälden, Kupferstichen, Skulpturen, einigen Porzellanarbeiten und anderen Kostbarkeiten sowie der umfangreichen Bibliothek. Kaiserin Katharina II., die im fernen St. Petersburg von der angestrebten Veräußerung erfahren hatte, ließ über Fürst Andrej M. Belosel'skij-Belozerskij rund 600 Gemälde aufkaufen. Einige Bilder der Brühlschen Sammlungen sind heute im Staatlichen Museum der Schönen Künste „A. S. Puškin“ in Moskau sowie in der Staatlichen Eremitage in St. Petersburg zu sehen.

So nehmen dann die Sammlungen Brühls folgerichtig auch einen großen Teil des vorliegenden Bandes „Bilder-Wechsel. Sächsisch-russischer Kulturtransfer im Zeitalter der Aufklärung“ ein. Dieser ist das „Ergebnis einer intensiven Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftlern und Institutionen aus Deutschland und Russland“ (S. 7) und hat ohne Zweifel ein größeres Forschungsdesiderat geschlossen. Insgesamt elf Beiträge sowie ein Verzeichnis der Brühlschen Kupferstichsammlung haben die vier Herausgeber Volkmarm Billig, Birgit Dalbajewa, Gilbert Lupfer und Yulia Vashchenko versammelt. Nach einer Einführung von Ada Raev, die einen Bogen der Beziehungen zwischen Russland und Sachsen von Peter dem Großen bis zu Katharina der Großen spannt, und einem anregenden Gespräch von Gerd Koenen mit Volkmarm Billig über „Russlandbilder – Deutschlandbilder“ finden sich drei

Schwerpunkte mit jeweils drei Beiträgen, die erstens den „Schätzen des Wissens“, zweitens dem Erwerb der Brühlschen Sammlungen für die Eremitage in St. Petersburg und drittens den Vermittlern zwischen Dresden und Russland nachgehen.

Dem Einfluss Sachsens auf die Einrichtung der „Kunstkamera“ oder auch von Laboratorien in der 1703 neu gegründeten Stadt St. Petersburg wird in drei Beiträgen nachgegangen. Im ersten zeigt Olga Kostjuk eine der Auswirkungen der Petrinischen Reformen, nämlich das Sammeln von Schätzen aus Europa und aus dem russländischen Reich selbst. Bereits von der Großen Gesandtschaft hatte Peter eine beträchtliche Anzahl an Kostbarkeiten ebenso wie an ‚einfachen‘ Dingen mitgebracht. Kostjuks Hauptaugenmerk liegt dabei auf den Sammlungsgegenständen, die Peter in Dresden, beispielsweise aus der Werkstatt von Johann M. Dinglinger, einem der sächsischen Hofgoldschmiede, erwarb oder auch als Geschenk beispielsweise von August dem Starken erhielt. Mathias Ullmann untersucht die sächsischen Einflüsse bei der Einrichtung der Kunstkammer in St. Petersburg und zeigt damit einerseits den Einfluss Sachsens auf Peter den Großen auf und gibt andererseits Hinweise auf die heute noch in Petersburger Museen überlieferten Zeugnisse. Mit einem Beitrag über das chemische Laboratorium Michail V. Lomonosovs rundet Tatjana Moiseeva diesen Schwerpunkt ab.

Den zweiten bilden die Brühlschen Kunstsammlungen und deren teilweiser Erwerb durch Katharina II. So geben Ute Christina Koch, Alexei Larianov und Dimitri Ozerkov einen detaillierten Einblick in die breite Sammelstätigkeit von Brühls und in das Zerreißen der Sammlungen nach dessen Tod sowie in den Ankauf von Teilen davon durch Kaiserin Katharina II.

Der dritte Schwerpunkt widmet sich den Vermittlern des jeweils anderen in „Ost und West“. Der Beitrag, der sich mit der „Vermittlung russischer Kulturleistungen im Mitteldeutschen Raum“ (S. 223) beschäftigt, stammt von Erhard Hexelschneider. Darin geht er der Frage nach, wie Kultur im Allgemeinen von „Ost (Russland) nach West (Mittel- und Westeuropa)“ (S. 223) vermittelt wurde und wie sich russische Literatur durch westliche Multiplikatoren oder durch Reisetätigkeit der Autoren bekannt machte. Thomas Liebsch befasst sich wiederum mit dem „Kunst- und Kulturtransfer“ (S. 243) von „Dresden nach St. Petersburg“ (S. 243) am Beispiel Jacob von Stählins. Eine Zwischenstellung nehmen in diesem Zusammenhang die Ausführungen von Michael Schippan über Fürst Aleksandr M. Belosel'skij-Belo-

zerskij ein, da dieser, zusammen mit seinem Bruder Andrej, der vor ihm bereits Gesandter des Kaiserhofes in Dresden gewesen war, sowohl selbst als Literat tätig geworden ist als auch andererseits Kontakte zu zeitgenössischen Künstlern wie Wolfgang Amadeus Mozart oder Johann Wolfgang von Goethe pflegte.

Hinsichtlich der Vermittlung aus Russland nach Sachsen wäre eine noch stärkere Akzentuierung auf die dezidiert russländischen Einflüsse vorstellbar gewesen, wobei man ebenfalls Schenkungen aus Russland für August den Starken in den Blick hätte nehmen können. So ist ein kleines Ungleichgewicht zugunsten des Kulturtransfers aus Sachsen entstanden.

Insgesamt bestechen die Beiträge jedoch durch ihre Aktualität, ihre Fundierung auf Archivfunde sowie ihre umfangreichen Verweise auf die bisherige Forschung. Eine große Anzahl der Artefakte, Skulpturen und Bilder, die in den einzelnen Beiträgen Besprechung finden, sind als Abbildungen in den Text integriert. Man kann den Sammelband wohl als unverzichtbar bezüglich der Sammlungen von Brühls bezeichnen, da neben deren weitgehender Rekonstruktion weiterhin die Publikation des kommentierten „Verzeichniss derer Kupferstich-Wercke, so die Gräflich-Brühlische Kupferstich-Sam[m]lung ausmachen“ von 1768 geleistet wurde. Darüber hinaus darf man auf die an verschiedenen Stellen angekündigten weiteren Ergebnisse dieses und anderer Projekte, deren Fokus nicht nur auf der Aufklärung liegt, son-

dern auch nach den gegenwärtigen deutsch-russischen Kulturbeziehungen fragen, gespannt sein.

Zur leichteren Benutzung wäre zumindest ein Personenregister wünschenswert gewesen. Ein wenig störend wirken die wenigen Ungenauigkeiten und Uneinheitlichkeiten – bezogen auf die Verwendung von Begriffen wie „russisch – russländisch“ oder „Zar/Zarin – Kaiser/Kaiserin“, die allerdings den Wert dieses Sammelbandes nicht schmälern.

Dass der sächsisch-russische Kulturtransfer in Form eines, nun im wörtlichen Sinne, Bilder-Wechsels in der Gegenwart wiederaufgenommen wird, stellt die Ausstellung „Die Peredwischniki. Maler des russischen Realismus“ – von Februar bis Mai 2012 – unter Beweis. So wurden 90 Werke, darunter eines der bekanntesten, „Die Wolga-Treidler“ von Il’ja E. Repin, aus dem Staatlichen Russischen Museum in St. Petersburg und aus der Staatlichen Tret’jakov-Galerie in Moskau den Chemnitzer Kunstsammlungen ausgeliehen. Ebenso ist als Abschluss des Russland-Deutschland-Jahres 2012 eine Sonderausstellung „Zwischen Orient und Okzident. Kunstschatze des Kreml von Iwan dem Schrecklichen bis Peter dem Großen“ im Residenzschloss in Dresden – ab November 2012 – geplant. Der kulturelle Austausch zwischen Sachsen und Russland hält somit bis heute an.

Ernst Wanra, Erlangen

V. JA. GROSUL’: Russkoe zarubež’e v pervoj polovine XIX veka. [Auslandsrussentum in der ersten Hälfte des 19. Jh.] Moskva: Rosspeñ, 2008, 703 S. ISBN: 978-5-8243-0992-8.

V. Ja Grosul’ hat ein opus magnum vorgelegt. Auf fast 700 Textseiten schildert er Personen, die Russland zeitweise oder dauerhaft in Richtung Mittel- oder Westeuropa verlassen haben. Ihre Beweggründe waren ganz unterschiedlich. Im ersten Drittel seines Buches schildert er Personen, die als Militärs etwa im Rahmen der Befreiungskriege das viel beschriebene „Europaerlebnis“ hatten, Persönlichkeiten, die Salons führten, welche in verschiedenen europäischen Städten außerhalb Russlands Anlaufpunkte für ein entstehendes „Russia abroad“ (Marc Raeff) darstellten, wohlhabende Adlige, die sich in See- und Heilbädern kurten und das warme Klima suchten. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt aber auf den dreißiger bis fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts und auf der politischen Emigration, als Bildung, Rezeption von liberalen und frühsozialistischen Ideen und einer über Bildung gewonnen Geg-

nerschaft zur Autokratie zur Opposition und damit zur freiwilligen oder erzwungenen Emigration führten. Dies waren Lebenswege, die dauerhafte und personenstabile russische Emigrantenmilieus entstehen ließen. Im Mittelpunkt der Untersuchungen im letzten Drittel des Buches stehen die bekannten Beispiele von Nikolaj Ogarev und Aleksandr Gerzen, deren Biographien Grosul’ um manche Nuancen bereichert.

Es ist nicht ganz leicht, über dem ausgebreiteten Faktenreichtum und der Unterschiedlichkeit der Kontexte, in denen sich Grosul’s Akteure bewegen, übergreifende Interpretationslinien zu finden. Er hat eigentlich thematisch und in seinen wechselnden Erkenntnisinteressen ganz unterschiedliche Kapitel zusammengefügt. Übergreifend bleibt der Eindruck, dass er politische Emigranten, Studenten, Diplomaten und andere als Bestandteil einer russischen Kultur im Ausland betrachtet. Dazu passt, dass er eine Vielzahl von gedruckten russischsprachigen Ego-Dokumenten zitiert und zahlreiche Archivalien, die manches interessante Detail bieten. Nichtrussischsprachige Literatur findet kaum Eingang in die Stu-

die. So geht es Grosul' nicht um Transfer- und Akkulturationsprozesse, die etwa unter kulturgeschichtlicher Fragestellung interessant sein könnten, und auch nicht um einen Aufschluss historischer Lebenswelten. Klassische Ideen-, Beziehungs- und Biographiegeschichte sind leitend. Grosul' selbst gibt einen

prägnanten und treffenden Hinweis auf den Charakter seines Buches: Es trägt enzyklopädischen Charakter. Durch das sorgfältige und umfassende Personenregister ist es daher vor allem auch als Nachschlagewerk zu nutzen.

Jan Kusber, Mainz

JONATHAN FRANKEL: *Crisis, Revolution, and Russian Jews*. Cambridge, New York [usw.]: Cambridge University Press, 2009. X, 324 S. ISBN: 978-0-521-51364-7.

Kurz vor seinem Tod (7. Mai 2008) hat Jonathan Frankel, Professor an der Hebräischen Universität von Jerusalem (seit 1964), diesen Sammelband mit eigenen Beiträgen von 1962 bis 2007 zusammengestellt. Er kreist um Themen seiner wichtigsten Monographie „Prophecy and Politics: Socialism, Nationalism and the Russian Jews, 1862–1917“ von 1981. Es geht ebenfalls um die Auseinandersetzungen zwischen Sozialismus und Zionismus als den für den russischen Kontext vor 1914 wichtigsten politischen Strömungen innerhalb des Judentums und um die Phasen politischer Orientierung. Frankel subsumiert sie unter der Trias des Traditionalismus, der liberal-emanzipatorischen (nach 1860) und der postliberalen „auto-emanzipatorischen“ Phase nach 1881. Ihn interessieren die Probleme der Assimilation sowie die unterschiedlichen Ausprägungen jüdischer Identität. Nicht zuletzt untersucht er die internationale Politik jüdischer Organisationen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die Zwischenkriegszeit hinein.

An den Beiträgen ist erkennbar, dass Frankel, der u.a. bei E. H. Carr in Cambridge studiert hatte, sich als Historiker der Politik- und Ideengeschichte verstand. In der „introduction“ setzt er sich mit dem Vorwurf auseinander, Ideen und politischen Ereignissen eine zu große Wirkung zuzuschreiben, und anderen Faktoren wie den sozialen und ökonomischen Umwälzungen, den Prozessen der Modernisierung und den vielfältigen Optionen jenseits von Politik und vorherrschenden Ideen zu wenig Raum zu lassen. Der Wiederabdruck der ausgewählten Beiträge ist wohl als eine Reaktion auf solche Vorwürfe zu verstehen und als Nachweis, dass er in seinen Methoden und Interessen nicht in den siebziger Jahren stehen geblieben ist. Allerdings hält er an zwei Überzeugungen fest: an der weitreichenden Bedeutung politischer Ereignisse wie der Pogrome von 1881 oder der Revolution von 1905 (mit den sie begleiteten Pogromen) und an der Wirkung von Ideen als „Weichensteller“ für soziales Verhalten und politi-

sche Handlungen. „The heady mix of revolutionary utopianism so central for the Russian socialism with the ‚redemptionism‘ inherent in the Jewish expectations of emancipation – whether socialist or national or both – proved to be an inexhaustible source of political energy“ (S. 219–220).

Zu seinen „klassischen“ Themen gehört die Untersuchung der ununterbrochenen Auseinandersetzungen zwischen Sozialisten und Zionisten der jeweils unterschiedlichen Richtungen bis zum Holocaust. Frankel misst ihnen offensichtlich immer noch eine aktuelle Bedeutung zu, obwohl es in der politischen Praxis viele Überschneidungen und Uneindeutigkeiten gab. Er konfrontiert die fast prophetischen Warnungen (1886) vor den konkurrierenden historischen Ansprüchen von Juden und Arabern auf Palästina mit dem zionistischen Argument der „naturgegebenen“ Feindschaft gegen die Juden. Er stellt den universalistischen Ansprüchen liberaler oder sozialistischer Aktivisten das Beharren auf einer nationalen Identität gegenüber. Diese Widersprüche werden sowohl am Beispiel der französischen Revolution, die nur französische Bürger, aber keine Juden anerkennen wollte, als auch am Beispiel der russischen Revolution von 1905 demonstriert, als sich viele Juden enthusiastisch als Bürger Russlands der Revolution verschrieben, nur um als Juden angegriffen zu werden. Diese Probleme werden in Beiträgen zu den politischen Auseinandersetzungen in Russland wie in der Emigration nach 1914 in den USA vorgestellt. Sie sollen vertieft werden um eine subjektive Dimension durch die Analyse von Erzählungen der Schriftsteller S. An-sky und Yosef Haim Brenner; ein Versuch, der mir nicht recht gelungen erscheint. Wenn man Frankel glaubt, reproduzieren diese Erzählungen offenbar nur politische Dispute, ohne ihre subjektive Grundierung erkennen zu lassen. Hier zeigen sich die methodischen Grenzen des Autors. Geglückter erscheint mir ein Aufsatz über ein Gedenkbuch (1911), das an jüdische Wachmänner und Arbeiter erinnerte, die arabischen Gewaltaktionen zum Opfer gefallen sind. An diesem Buch und seiner Zelebrierung von Ehre, Opfer, Heldentod, Blut und Boden zeigt Frankel, wie nahe der Zionismus dem üblichen Nationalismus der Jahrhundertwende und folgender Jahrzehnte stand. Die Kri-

tik des Schriftstellers Brenner an dieser nationalistischen Legendenbildung dient ihm als Orientierung zur „Dekonstruktion“.

Wenn ich es recht sehe, sind jene Beiträge als (seinerzeit) bahnbrechend anzusehen, die sich mit dem internationalen Wirken jüdischer Aktivisten und jüdischer Organisationen seit Gründung der Alliance Universelle Israélite (1860) befassen. Der Assimilation bzw. der Akkulturation der jüdischen Honoratioren in Westeuropa gewann er neue Dimensionen ab. Dem von Traditionalisten und später vor allem von Zionisten erhobenen Vorwürfen gegen die Assimilation als Verrat am Judentum stellt Frankel in mehreren Beiträgen die These entgegen, dass überhaupt erst die Anpassung an die bürgerliche Welt der Nationalstaaten dazu befähigt habe, neue Kommunikationsformen und Netzwerke für die jüdische Sache zu nutzen – in der Regel ging es um Hilfe und Schutz verfolgter und diskriminierter Glaubensbrüder. Am Beispiel der Alliance und später am Beispiel der jüdischen Organisationen vor allem in den USA belegt Frankel, dass Assimilation oder Akkulturation das Engagement für die Glaubensbrüder, eventuell auch die Anerkennung einer Identität über das mosaische Glaubensbekenntnis hinaus, ebenso wenig ausschloss wie die Unterstützung jüdischer Siedlungen in Palästina. Der Zwang zum Manövrieren zwischen den Fronten und den Staaten (seit 1914) wird in eindrucksvoller Weise geschildert. Die Existenz dieser international agierenden jüdischen Organisationen lieferte allerdings auch den Anlass zu den übertriebenen bis wahnhaften Vorstellungen vom jüdischen Einfluss, jüdischer Subversion oder gar jüdischer Weltverschwörung. Dieser Bezug interessierte den Autor aber nicht weiter (S. 146–147).

Ein besonders ausführliches Kapitel ist dem Historiker Simon Dubnow gewidmet. Frankel porträtiert ihn als den wichtigsten Historiker des Judentums nach Heinrich Graetz. Er charakterisiert Dubnows sozialhistorische und – im Falle des Chasidismus – sozialpsychologische Ansätze, und er hebt die „Entdeckung“ der kommunalen und regionalen Selbstorganisation der Juden seit dem Mittelalter durch Dubnow hervor. Sie diente ihm und anderen politischen Aktivisten nach 1905 dazu, neben der rechtlichen Gleichstellung auch (Kultur-)Autonomie für die Juden zu fordern.

Was Frankel nicht weiter thematisiert und offen-

bar auch nicht als Problem sieht, ist Dubnows Konstruktion der jüdischen Geschichte als Volks- und Nationalgeschichte – in zyklisch-spiralförmigem Kampf gegen die äußere Bedrohung und im Einsatz für die innere moralische Selbstbehauptung, die sich im 19. Jahrhundert in einem neuen Nationalbewusstsein manifestierte. Obwohl Frankel die Erinnerungen Dubnows kannte, äußert er sich nicht zu dessen Sicht auf die bolschewistischen Juden, die das Konzept einer Nationalgeschichte hätten durcheinander bringen können.

Erst sehr spät hat sich Frankel mit den „nicht-jüdischen“ Juden oder den „Ex-Juden“, wie es in Ungarn hieß, und dem Verhältnis zwischen Juden und Kommunismus beschäftigt (Jonathan Frankel, Dan Diner [eds.]: *Dark Times, Dire Decisions. Jews and Communism*. Oxford 2004. = *Studies in Contemporary Jewry. An Annual*, 20). Der ganz der Revolution hingegebene bolschewistische Ex-Jude war ihm zweifellos unsympathisch (S. 12). Den Anlass, sich diesem Thema zu stellen, bot offensichtlich Solschenizyns „Zweihundert Jahre zusammen“. Frankel ließ sich auf dessen Vorwurf ein, dass sich die Juden der Mitverantwortung für die Grausamkeiten des bolschewistischen Regimes entzögen. Wie Solschenizyn sah Frankel offenbar auch die nicht-jüdischen Juden als Teil des Judentums, immerhin eine bemerkenswerte Gemeinsamkeit in der Auffassung von Nation und Volk. Wenn Israel die positiven Leistungen von Personen jüdischer Herkunft ohne besondere jüdische Identität für sich in Anspruch nehme, so Frankels Argumentation, müsse das auch für Missetaten von Ex-Juden gelten. Daher erörtert er die „Schuldfrage“ mit Verweis auf Jaspers und dessen Unterscheidung zwischen Schuld, (Mit-)Verantwortung und Scham. (Siehe dazu auch A. I. Solženitsyn: *Dvesti let vmeste*. Moskva 2001–2002; siehe ebenso Jonathan Frankel: *The „Non-Jewish Jews“ Revisited: Solzhenitsyn and the Issue of National Guilt*, in: Richard Cohen, Jonathan Frankel, Stefani Hoffman (eds.): *Insiders and Outsiders. Dilemmas of East European Jewry*. Oxford 2010 [= *The Littman Library of Jewish Civilization*], S. 166–187). Frankel blieb also konsequent in der Sicht auf die jüdische Geschichte als Nationalgeschichte. Insofern verweigerte er sich offenbar den neueren Ansätzen der „postzionistischen“ Historiographie.

Dietrich Beyrau, Tübingen

DILJARA M. USMANOVA: Musul'manskoe „sektantstvo“ v Rossijskoj imperii. „Vaisovskij Božij polk staroverov-musul'man“. 1862–1916 gg. [Islamisches „Sektierertum“ im Russländischen

Reich. Das „Vaisov'sche göttliche Regiment der altgläubigen Muslime“, 1862–1916.] Kazan': Izdat. Fën, 2009, 566 S., 38 Abb. ISBN/ISBN: 5-9690-0071-X.

Diljara Usmanovas Studie ist der Geschichte der so genannten Vaisov-Bewegung in den Jahren von 1862 bis 1916 gewidmet. Die Untersuchung besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil ist eine Darstellung der Vaisov-Bewegung zwischen 1862 und 1916, der zweite – umfangreichere – Teil umfasst eine Vielzahl edierter Quellen zur Geschichte der Bewegung vornehmlich aus dem Russischen Staatlichen Historischen Archiv (RGIA) in St. Petersburg und dem Nationalarchiv der Republik Tatarstan (NART) in Kazan'. In diesem Teil sind auch Reproduktionen von einigen der Originaldokumente zu finden.

Die Vaisov-Bewegung war eine Abspaltung des Naqshbandi-Ordens in der Wolga-Region und ging zurück auf ihren namensgebenden Gründer, Bagautdin Vaisov, dem es ab den frühen 1860er Jahren gelang, eine beträchtliche Zahl von Anhängern um sich zu sammeln. Usmanova begreift die Bewegung als ein religiöses, politisches und soziales Phänomen, welches als eine Reaktion auf die Transformationsprozesse im späten Zarenreich verstanden werden müsse. Auf Grund dieser Mehrdimensionalität sei es schwierig, sie begrifflich zu fassen: Der Begriff der Sekte lasse sich nur mit Einschränkungen verwenden, auch weil ihm im islamischen Kontext anders als im Christentum die negative Aufladung fehle. Die Bezeichnung „muslimische Altgläubige“ sei wiederum als Versuch der Vaisov-Bewegung zu werten, ihr Anliegen so zu übersetzen, dass es für die staatliche Verwaltung einen Sinn ergeben würde. Usmanova legt anschließend die Historiographie zum Thema dar, von ersten Untersuchungen der Bewegung im Zarenreich, die in der Regel im Auftrag des Staates entstanden, bis hin zu postsowjetischen Studien in Geschichts- und Literaturwissenschaft sowie den Beiträgen von Michael Kemper, Allen J. Frank und Robert Crews. Quellengrundlage der Monographie Usmanovas sind Archivmaterialien aus Kazan' und St. Petersburg, bei denen es sich in erster Linie um Bittschriften verschiedener Protagonisten der Bewegung, Gerichtsakten und nicht-publizierte literarische Erzeugnisse der Führer der Bewegung handelt. Außerdem hat Usmanova handschriftliche Biographien einiger zentraler Figuren und private Nachlässe für ihre Untersuchung verwendet.

Usmanova beginnt ihre Darstellung im Hauptteil mit einer Rekonstruktion der Lebensläufe der zentralen Figuren der Bewegung. Dazu zählt nicht nur Bagautdin Vaisov selbst, sondern auch sein Lehrer, Džagfar al-Kulatky, dem Vaisov ein Werk widmete. Anhand dieses Werkes und zahlreicher Bittschriften Vaisovs an staatliche Stellen macht Usmanova deutlich, dass Vaisov sich stets als loyaler Untertan und

Diener des russischen Zaren verstand. Es waren die lokalen Behörden und die offizielle muslimische Geistlichkeit, mit der sich Vaisov in ständigem Konflikt befand und die er in seinen Schriften scharf angriff. Vaisov vollzog nicht nur ohne die Erlaubnis der Orenburger Muslimischen Geistlichen Versammlung religiöse Rituale, sondern er begann auch, eigene Register (*metričeskie knigi*) für die Mitglieder seiner Gemeinde zu führen. Der Konflikt mit der Staatsmacht erreichte im Jahr 1885 schließlich seinen Höhepunkt, als das „Gebetshaus“ Vaisovs in Kazan' gestürmt wurde und er mit einigen seiner Anhänger vor Gericht gestellt wurde. Vaisov selbst wurde in eine psychiatrische Anstalt eingewiesen, in der er einige Jahre später starb. Vor seinem Tod verfasste er noch ein Gedicht, in dem er seinen eschatologischen Vorstellungen vom bevorstehenden Ende der Welt Ausdruck verlieh und an die Muslime appellierte, zum „wahren“ Islam zurückzufinden, und vor der degenerierten muslimischen Geistlichkeit warnte. Ein theologisches Programm findet sich in den Schriften Vaisovs hingegen nicht. Usmanova schildert die prekäre Lage der Bewegung nach der Zerschlagung des Kazan'er Gebetshauses und dem Tod des Gründers bis zu ihrer Revitalisierung durch Bagautdin Vaisovs Sohn, Gajnan, der seinen Führungsanspruch in der Gemeinde nach 1905 offenbar durchsetzen konnte. Er richtete in Kazan' abermals ein religiöses Zentrum ein, führte eigene Register für die Mitglieder seiner Gemeinde und stellte sogar eigene Pässe aus. Gleichzeitig versuchte er, die Anerkennung seiner Gemeinde als eine eigenständige religiöse *soslovie* zu erreichen. Insgesamt konstatiert Usmanova in dieser Zeit eine Politisierung der Bewegung, die über die religiöse Sphäre hinausgewiesen habe. Gleich blieb die Kommunikationsstrategie: Auch Gajnan Vaisov verfasste zahlreiche Bittschriften an staatliche Stellen, wobei drei Appellinstanzen für ihn und seine Anhängerschaft von besonderer Bedeutung waren: der Zar selbst, die Staatsduma und die Regierung des Osmanischen Reiches. Gleichzeitig suchte Gajnan Vaisov den Kontakt zu russischen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Die schon in den Schriften seines Vaters zentrale Idee einer „bulgarischen“ Identität der Vaisov-Anhänger spielte auch in dieser Zeit eine Rolle. Usmanova argumentiert, dass die Vaisov-Anhänger der ersten Generation mit diesem Begriff ihren Anspruch betont hätten, einem ursprünglichen, vermeintlich reinen Islam zu folgen. Etwa ab dem Beginn des 20. Jahrhunderts sei der Begriff aber zunehmend ethnisch und politisch verstanden worden. Die zweite „Blütezeit“ der Gemeinde endete schließlich

abermals mit der Verhaftung und Verurteilung ihres Anführers und einiger Gefährten im Jahre 1910. Als diese jedoch nach einigen Jahren aus der Haft entlassen wurden und in ihre unterschiedlichen Heimatregionen zurückkehrten, kam es erneut zu Konflikten mit der lokalen Verwaltung, auch wenn hier regionale soziale und ökonomische Konflikte das religiöse Moment überlagerten. Die Geschichte der Bewegung nach dem Untergang und des Zarenreiches und in der frühen Sowjetzeit skizziert Usmanova zwar knapp, sie ist aber nicht mehr Gegenstand ihrer Untersuchung.

Usmanova hat mit ihrer Studie eine umfassende

und kenntnisreiche Darstellung der Vaisov-Bewegung im späten Zarenreich vorgelegt und eine Vielzahl von Originalquellen für den Leser kritisch aufbereitet. An manchen Stellen droht die Studie sich in der Rekonstruktion von Details zu verlieren, deren Bezug zur Argumentation der Autorin nicht immer klar sind. Einige interessante Überlegungen – z.B. zum Wandel des Konzepts der bulgarischen Identität – hätten noch genauer ausgeführt werden können. Insgesamt ist es Usmanova aber gelungen, einen sehr lesenswerten Beitrag zur Geschichte der Vaisov-Bewegung zu liefern.

Franziska Davies, München

KONSTANTIN I. ZUBKOV, NIKOLAJ S. KOREPANOV, IGOR' V. POBEREŽNIKOV: Territorial'no-ekonomičeskoe upravlenie v Rossii XVIII – načala XX veka. Ural'skoe gornoe upravlenie. [Die territoriale und ökonomische Verwaltung in Russland vom 18. Jahrhundert bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Die Bergadministration des Ural.] Moskva: Nauka, 2008, 355 S. ISBN: 978-5-02-036738-8.

Die Autoren, allesamt Mitarbeiter des Institutes für Geschichte und Archäologie der Uraler Abteilung der Russländischen Akademie der Wissenschaften, verfolgen ehrgeizige Ziele. Sie wollen über mehr als zwei Jahrhunderte die Ausformung und das Funktionieren einer hybriden Behörde nachverfolgen, die zwar regional ausgelegt war, aber wenigstens zeitweilig einen gesamten Wirtschaftszweig des Petersburger Reiches umfasste, nämlich der Bergverwaltung des Ural. Ihre Aufmerksamkeit gilt der Wechselwirkung der verschiedenen Organisationsebenen, bürokratischen Gruppen und Individuen im Verwaltungsprozess. Des weiteren stellen sie sich der Aufgabe, den Einfluss von Verwaltungsmethoden und -kulturen auf das System zu untersuchen. Zur Bewältigung dieser umfangreichen Pläne greifen sie ausgiebig auf Konzepte und Methoden der europäischen und amerikanischen Soziologie zurück. Insbesondere Theorien der partiellen Modernisierung (Dietrich Rueschemeyer, Ronald Inglehart, Marion J. Levy) und institutionssoziologische Ansätze (Douglas North) scheinen den Autoren die Gewähr zu bieten, die Interdependenz verschiedener Subsysteme innerhalb der Bergverwaltung sowie deren organisatorische und kulturelle Einheit vollständiger erfassen zu können.

Zunächst befassen sich die Autoren mit den Umständen, die maßgeblich zur Entstehung der Bergbau- und Hüttenregion im Ural beitrugen bzw. zu ih-

rer Erschließung und Entwicklung beeinflussten. Erwähnung finden naturräumliche und geographische Gegebenheiten, die regionale Arbeitsteilung im Kontext der russischen Modernisierung, die infrastrukturelle Erschließung des Ural, aber auch Versuche, die Region entsprechend den Gegebenheiten oder vom Reißbrett aus zu strukturieren und zu administrieren. Die beiden konventionell angelegten Hauptkapitel setzen sich dann mit der regionalen Bergverwaltung im Ural und deren Wechselwirkung mit den zentralen Behörden im 18. Jahrhundert sowie ihre Entwicklung im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert auseinander. Dabei fällt es selbst dem aufmerksamen Leser nicht immer leicht, im Gewirr der Behörden, deren Umbenennungen, Teilungen und Neugründungen sowie bei den zahlreichen Sonderfällen den Überblick zu behalten.

Die Quintessenz der Monographie lässt sich folgendermaßen zusammenfassen: Den Ausgangspunkt für die Bildung der Bergbau- und Hüttenregion Ural bildete die reformerische Tätigkeit Peters I. Sie wurde durch die geographischen Voraussetzungen in starkem Maße begünstigt. Der staatliche Wille, diesen strategischen Wirtschaftszweig zu kontrollieren, und seine gewaltige Entfernung von den wirtschaftlichen und politischen Zentren des Landes sowie die unterentwickelten Verkehrsverbindungen stellten gewaltige Anforderungen an das Zusammenspiel zwischen den Behörden in St. Petersburg und im Ural. Dabei trat eine erhebliche Schwankungsbreite zutage. Genossen die ursprünglich aus der Kanzlei für Bergangelegenheiten (1720–1722) hervorgegangenen exekutiven Verwaltungsstrukturen im Ural auch dank dem Wirken so herausragender Persönlichkeiten wie V. I. Genin und V. N. Tatiščev in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts weitgehende Autonomie, so wuchs in der Folgezeit die Abhängigkeit von den zentralen Behörden. Die Bergverwaltung des Ural selbst war hierarchisch gegliedert und verfügte

über eine regionale, eine zonale und eine Kreisebene. Eine Sonderfunktion übte im 18. Jahrhundert das Amt (*vedomstvo*) Ekaterinburg aus, dessen Behörden die zur Arbeit in den staatlichen metallurgischen Betrieben herangezogenen Bauern verwalteten. Ab 1807 dienten die neu geschaffenen Bergbezirke der effektiven Administration des Bergbaus und der Hüttenindustrien in der Region. Diese weitgehend autarken und militarisierten Strukturen förderten die subregionale Integration und bestanden bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts fort. Das von der Bergadministration des Ural verwaltete Territorium änderte sich im Laufe der Jahrhunderte. Erfasste es in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts das riesige Gebiet von der Wolga bis zum Baikalsee, so beschränkte es sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts auf den Ural und direkt anliegende Gebiete. Immer aber überschritt es Gouvernementsgrenzen, was nicht selten zu Konflikten mit den zivilen Behörden führte. Die

Autoren sind zweifellos profunde Kenner ihrer Materie, sie argumentieren auf der Höhe des Forschungsstandes und wissen im Detail viel Interessantes zu berichten. Dennoch klingen die von ihnen formulierten grundlegenden Befunde nicht wirklich neu oder gar überraschend. Eigentlich naheliegende Fragen, beispielsweise, ob diese Sonderform regionaler Verwaltung nicht dazu beigetragen haben könnte, Regionalismus im Ural zu erzeugen, bleiben ausgespart.

Die beiden Anlagen – eine Auflistung der administrativen Einheiten des Amtes Ekaterinburg innerhalb des Gouvernements Tobolsk zwischen 1720 und 1770 sowie eine Liste der diesem Amt zugeschriebenen Siedlungen und Dörfer für 1736 – wirken willkürlich ausgewählt. Auf Indizes und ein Verzeichnis der Quellen und Literatur muss der Leser ganz verzichten.

Dietmar Wulff, Bielefeld

NATAL'JA OCHOTINA-LIND, PETER ULF MØLLER (Hg.): Vtoraja Kamčatskaja ekspedicija. Dokumenty 1734–1736: Morskije otrjady. Sbornik dokumentov. [Die zweite Kamčatka-Expedition. Dokumente 1734–1736: Flottenerkundungen. Dokumentensammlung.] Sostaviteli [Zusammengestellt von] Natal'ja Ochotina-Lind, Peter Ulf Møller. St.-Peterburg: Nestor-Istorija, 2009. 933 S. ISBN: 978-5-9818-7315-7.

Im Rahmen der Reihe „Quellen zur Geschichte Sibiriens und Alaskas aus russischen Archiven“ erscheinen in regelmäßigen Abständen aufwendig edierte Quellenbände, die schrittweise und sehr kleinteilig die russländische Eroberung – vor allem aber Erforschung – Sibiriens, des nordpazifischen Raumes und Nordwestamerikas dokumentieren. Es handelt sich dabei um eine Gemeinschaftsarbeit der Franckeschen Stiftungen zu Halle mit dem Archiv der Russländischen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg – durchaus ein Spiegelbild der deutsch-russländischen Kooperation im 18. Jahrhundert. Mit dem seit 2009 vorliegenden Band von Natal'ja Ochotina-Lind (Petersburg) und Peter-Ulf Møller (Kopenhagen) werden nun zwei Jahre in den Blick genommen, die weniger dramatisch bzw. gefällig erscheinen als so manche andere Periode dieser häufig dokumentierten Geschichte. 1734 war Martin Spanberg, der Leiter der ersten so genannten „pazifischen Abteilung“ (oder eben des *morskij otrjad*) in Ochotsk angekommen und begann mit dem Schiffbau. Vitus Bering hielt sich zu dieser Zeit noch in Tobolsk auf. Zwischen 1734 und 1737 wurden zwei Schiffe ge-

baut, die dann erst 1738 in See stachen; die bekannte „Amerikareise“ Vitus Berings und Aleksej Čirikovs begann im eigentlichen Sinne erst 1740. Die Quellen aus den Jahren 1734 bis 1736 schildern somit die Vorgeschichte, besser noch: die Vorarbeit für die Expeditionen, die später so großes Aufsehen erregen sollten. Die Herausgeber erklären in ihrem Vorwort auch gleich, mit „Meeresromantik“ solle der Leser nicht rechnen. Die Quellen seien weniger von Salzwasser als von Schweiß getränkt, es handle sich hier um die „grobe Prosa“ (*surovaja proza*) Sibiriens. Angesichts dessen ist es auch nicht weiter verwunderlich, dass die in diesem Werk edierten Texte bisher – bis auf wenige Einzelfälle – nicht in den vielen Quellenbänden zu Bering, Sibirien und Russisch-Amerika auftauchen. Es sind weder angenehm zu lesende Reiseberichte noch die beispielsweise bei Aleksej Narockij zahlreich abgedruckten „offiziellen“ Instruktionen und Briefe. Was aus diesen Dokumenten deutlich wird, sind die unendlich vielfältigen praktischen Probleme der gigantischen Expedition: Geld, Personal, Material, Transportmöglichkeiten, Versorgung, Infrastruktur, Krankheiten.

Diese Quellen bieten somit eine umfassende Basis für detaillierte Untersuchungen – ob sie allerdings erstmals, wie die Herausgeber andeuten, ein notwendiges Korrektiv zu einem angeblichen illusionär aufklärerischen Enthusiasmus bieten, den Dokumente aus St. Petersburg zeigen, ist zu bezweifeln. Vitus Bering und andere Teilnehmer der Expedition haben sich durchaus nicht geschämt, sich Ansprechpartner in der Hauptstadt zu suchen und diese um Hilfe bei den verschiedensten – auch praktischen – Proble-

men zu bitten. Solche Quellen sind bereits publiziert. Und gerade nach den in mancher Hinsicht für die Zeitgenossen enttäuschenden Resultaten der ersten Bering-Expedition (1728–1730) waren sich viele der großen Schwierigkeiten mit Transport, Versorgung und Infrastruktur durchaus bewusst. Dennoch ist der Band voll und ganz zu begrüßen; er entspricht dem aktuell großen Interesse an mikrohistorischen Dimensionen der „großen“, globalen Entdeckungen.

Die Editionsprinzipien und die Editionspraxis entsprechen den hohen Maßstäben der gesamten Reihe; die Lesbarkeit der Texte ist hier besser als in anderen Bänden, in denen die Dokumente allzu de-

tailliert, man möchte sagen: pedantisch, kommentiert wurden. Die Herausgeber bemühen sich, möglichst nah am Original zu bleiben, kommen dem Leser aber doch mit einer vorsichtigen Modernisierung der Texte entgegen.

Die Quellen stammen aus sibirischen Archiven, vor allem aber aus dem Moskauer Archiv für alte Akten (RGADA) und dem St. Petersburger Marinearchiv (RGAVMF). Ausführliche Namens-, Orts- und Sachregister erleichtern die Arbeit mit dem Band; nützlich ist auch die ausführliche Bibliographie.

Martina Winkler, Münster

JULIJA A. NAUMOVA *Ranenie, bolezni i smert'. Russkaja medicinskaja služba v Krymskuju vojnu 1853–1856 gg. [Verwundung, Krankheit und Tod. Der russische Sanitätsdienst im Krimkrieg 1853–1856.] Moskva: Regnum, 2010. 319 S., Abb. = Serija gumanitarnych issledovanij selecta, 9. ISBN: 978-5-91887-002-0.*

Im Vergleich zu den Weltkriegen des 20. Jahrhunderts ist der Krimkrieg relativ wenig erforscht, obwohl die Beteiligung der führenden europäischen Mächte, der Einsatz von neuen Kriegsmitteln, das Ausmaß der materiellen und menschlichen Verluste, sowie die Resonanz, die die Geschehnisse und die Folgen in den betroffenen Ländern verursachten, es erlauben, ihn als Vorgänger der „modernen Kriege“ einzuordnen. Gerade mit diesem Konflikt wird die Entwicklung des Kriegsjournalismus, der Militärphotographie und der Militärmedizin in Zusammenhang gebracht. Einerseits führte der Schock über die Zerstörungskraft der modernen Waffen und die daraus resultierenden deutlich höheren Verluste zu scharfer Kritik an der Militärmedizin, aber auch zum Verständnis für die Notwendigkeit, sie in Einklang mit der Entwicklung der Kriegstechnologien zu bringen. Andererseits entstand während dieser Kampagne ein positives Bild der medizinischen Professionalität (N. Pirogov), sowie das Ideal der Selbstaufopferung zugunsten der Verwundeten (F. Nightingale).

Julia Naumova (Moskau) kündigt in der Einleitung an, eine Geschichte des russischen Sanitätsdienstes im Krimkrieg zu schreiben. Auf der Grundlage der russischen amtlichen Archivüberlieferung, der medizinischen Fachzeitschriften sowie der Memoiren beteiligter Ärzte, Soldaten und Offiziere erforscht die Autorin die medizinischen Einrichtungen des Heeres und der Flotte, die direkt oder indirekt in dieser Kampagne zum Einsatz kamen. In der Einführung sucht man vergeblich jeden Hinweis auf die neuesten

nicht-russischsprachigen Untersuchungen (so z.B.: Akten zur Geschichte des Krimkriegs. Hrsg. von Winfried Baumgart. 12 Bde. München 1979–2006; John Mollo / Boris Mollo: *Into the Valley of Death. The British Cavalry Division at Balaclava 1854*. London 1991; Trevor Royle: *Crimea. The Great Crimean War 1854–1856*. London 2003; John Sweetman *The Crimean War*. Oxford 2001. = Osprey essential histories, 2; German Werth: *Der Krimkrieg. Die Geburtsstunde der Weltmacht Rußland*. Frankfurt/M. 1992) sowie eine Beschreibung des methodologischen Konzepts. Die Besonderheiten der Quellenlage kann man von den im Buch verstreuten Bemerkungen ablesen: die Retuschierung der Realität in den offiziellen Berichten, die übermäßige Impulsivität von Pirogovs Briefen, auf deren Grundlage „oft oberflächlich über die Versorgungsschwierigkeiten der Krim-Armee geurteilt wird“. Leider beeinflussen solche partiellen Schlussfolgerungen den allgemeinen Umgang der Autorin mit den Quellen nicht. Dies führt beispielsweise zur unkritischen Übernahme der in den Quellen vorhandenen Stereotype über die „Anderen“. So wird der schlechte Gesundheitszustand der Soldaten aus dem Königreich Polen mit einer „Menge schmutziger Siedlungen, wo die Juden sehr dicht und unordentlich wohnen“, erklärt.

Ausgangsthese der Autorin ist die Annahme, dass die russische Medizin Mitte des 19. Jahrhunderts gegenüber der europäischen gleichwertig, wenn nicht sogar überlegen war. Der größte Teil der Monographie besteht aus einer positivistischen Beschreibung des russischen Sanitätsdienstes im Krimkrieg, was sich in der gewissenhaften Aufzählung von Lazaretten und Krankenbetten, von verordneten Medikamenten sowie der Verluste auf Seiten der russischen Streitkräfte und ihrer europäischen Gegner niederschlägt. Naumova kommt zu der Schlussfolgerung, dass in den drei europäischen Armeen die Rate der Verwundeten, Kranken und Toten gleich hoch ge-

wesen sei und dass die Verluste des nikolaitischen Heeres nicht als die Hauptursache für die Niederlage Russlands im Krimkrieg angesehen werden könnten. Als einen Verdienst der russischen Militärmedizin betrachtet sie die Prävention einer Pestepidemie, die eine ständige Begleiterin aller Konflikte Russlands und der Türkei im 18. und 19. Jahrhundert gewesen war, sowie die relativ niedrige Sterberate bei Chole-
rainfektionen in der Armee im Vergleich zu der im Reich. Leider nur kursorisch und ganz am Rand der ausführlichen Berechnungen streift die Autorin spannende Sujets wie den Verwaltungskrieg zwischen den Heeres- und Marinebehörden, die Auseinandersetzungen zwischen Ärzten und Militärführung, ritterliches Verhalten gegenüber dem Gegner aus Angst vor einer Pestepidemie, sowie positive Erfahrungen mit der Unterbringung von Verwundeten und Kranken in den naheliegenden russlanddeutschen Kolonien und in den Siedlungen von Staatsbauern.

Erst im letzten Kapitel versucht die Autorin, leider äußerst knapp, den Kriegsalltag und den Umgang der Betroffenen mit Verwundung und Tod zu rekonstruieren. Das unklare methodologische Konzept führt auch hier zu einer eher deskriptiven Dar-

stellung und erlaubt weder einen Vergleich mit anderen Kriegsschauplätzen, noch eine Kontextualisierung. Zweifellos hätte eine Berücksichtigung der neuesten Untersuchungen zur Kulturgeschichte der Medizin (So z.B.: Stefan Winkle: *Geißeln der Menschheit. Die Kulturgeschichte der Seuchen*. Zürich 1997; Olaf Bries: *Angst in den Zeiten der Cholera. Seuchen-Cordon I–IV*. 4 Bde. Berlin 2003) und zu Kriegserfahrungen des 19. Jahrhunderts der Autorin die Möglichkeit gegeben, das gesammelte Material tiefer zu analysieren und auf viele Themen näher einzugehen: z.B. die Wahrnehmung des industrialisierten Krieges als harte Arbeit, Emotionsgeschichte des Krieges (vor allem der Angst), die religiösen Deutungen von Tod, Verwundung und Invalidität, populäre Heilpraktiken, die Instrumentalisierung der neuen Erfahrung seitens russisches Medizindienstes nach dem Krieg, der Umgang mit verstümmeltem Körper in der Nachkriegsgesellschaft usw.

Leider hinterlässt das Buch mehr Fragen als Antworten, aber es ist aufgrund des hier ausgebreiteten Quellenmaterials eine akribische Grundlagenstudie, der man viele weiterführende Untersuchungen wünscht.

Oksana Nagornaja, Čeljabinsk

ALEKSEJ M. FILITOV: Germanija v sovetskom vnešnepoličeskom planirovanii, 1941–1990. [Deutschland in der außenpolitischen Planung der Sowjetunion 1941–1990.] Moskva: Nauka 2009. 333 S. ISBN: 978-5-02-036756-2.

Schon bevor das nationalsozialistische Deutschland am 22. Juni 1941 die Sowjetunion überfiel, waren die Beziehungen beider Staaten von besonderer Art. Der Abschluss des Nichtangriffspakts 1939, verbunden mit der Aufteilung Ostmitteleuropas, hatte die Welt angesichts des beginnenden Zweiten Weltkriegs geschockt. Wie sich die Sowjetunion in ihrer außenpolitischen Planung mit Deutschland nach dem Überfall auseinandersetzte, dies wird im neuen Buch Aleksej Filitovs eindrucksvoll gezeigt. Bis zum Zerfall der Sowjetunion und zur deutschen Einheit 1990 zeichnet der russische Historiker mit großer Quellenkenntnis die wichtigsten Schritte der Turbulenzen in den Beziehungen, aber auch die verschiedenen Phasen der Annäherung nach.

Filitov geht chronologisch vor. Auf die Darstellung der Kriegsjahre und der anschließenden Teilung der Welt in zwei Lager (S. 17–173) folgt eine längere Auseinandersetzung mit den Ereignissen des Jahres 1953 (S. 174–202). Dann schließt der Autor gleich mit den Jahren bis 1990 an, die gemessen an der

Vorgeschichte auf geringerem Raum abgehandelt werden (S. 203–328). Filitov hat bereits mehrere Bücher zu den deutsch-sowjetischen Beziehungen und zur Sowjetunion im Kalten Krieg veröffentlicht. Seine Kenntnis der Quellen und der Sekundärliteratur ist dementsprechend beeindruckend. Zu Beginn des Buchs hält er die Grundziele (nicht nur) der Sowjetunion für Deutschland nach dem Kriege fest: Demilitarisierung, Demokratisierung und Denazifizierung. Um dies und die Ruhe in Europa zu erhalten, sollte Deutschland in unabhängige Staaten zerlegt werden, so Stalin. Die folgenden Seiten sind sodann auch den Kriegskonferenzen der „Großen Drei“ gewidmet: Teheran, Jalta und Potsdam, bevor Filitov in einem geschickten Rückblick die Jahre 1939 bis 1941 referiert.

Nach dem Überfall der Deutschen wird die sowjetische Deutschlandpolitik selbstverständlich komplett umgestellt. Jetzt dürfen die nach Moskau emigrierten KPD-Führer zu Rate gezogen werden. Auch ist interessant, wie die Komintern 1942 von Widerstandsgruppen innerhalb der deutschen Militärführung erfahren hatte (S. 48 f). Vorošilov leitete sodann gegen Kriegsende eine Kommission, die mit der Planung für die Zukunft Deutschlands betraut war (S. 65–71) und auch auf eine Teilung in Zonen der Siegermächte drängte. Nach dem Krieg sah sich

die Sowjetunion, die in ihrer Besatzungszone die Sowjetische Militäradministration in Deutschland aufbaute (SMAD), den dortigen deutschen „Freunden“ gegenüber. Filitov stellt in diesem Kapitel die Frage, ob die sowjetische Außenpolitik jetzt selbst agierte oder lediglich auf Aktionen des Westens reagierte, zumal die Blockade Berlins zu einer erheblichen Krise in den Beziehungen führte. Ein Ergebnis seiner Quellenanalyse ist, dass die sowjetischen Diplomaten immer wieder improvisiert und spontan auf die westlichen Provokationen reagieren mussten. Dies könne auf Probleme im Aufbau und im Zustand des außenpolitischen Apparats zurückgeführt werden.

Die Jahre 1949 bis 1952 stehen im Zeichen der Entstehung zweier deutscher Staaten und der Auseinandersetzung mit der drohenden Wiederbewaffnung Westdeutschlands. Besonders irritiert war „der Osten“ (DDR, Polen und die Sowjetunion) über die Funktion ehemaliger Wehrmachtsgeneräle in der BRD. Während die DDR bei Adenauer dagegen protestieren wollte, setzte sich Molotov für einen Protest bei den Westmächten ein. Die Diskussion hierüber ist ein gutes Beispiel für den Pragmatismus Molotovs, aber auch für den Zustand der Beziehungen zwischen der DDR und der Sowjetunion (bsd. S. 152 f.). Wie sehr die Stalin-Noten vom März 1952 über eine potentielle Wiedervereinigung der deutschen Staaten dieses Verhältnis erschütterte, entwickelt Filitov auf den folgenden Seiten. Wirkliche Erfolgsaussichten kann auch er den Noten nicht bescheinigen.

Erst Stalins Tod 1953 gab Veränderungen Raum. Während 1954 in der sowjetischen Außenpolitik be-

fürchtet wurde, Adenauer könne ein neuer Papen werden und es würde somit eine neue Hitler'sche Gefahr drohen, was überhaupt nicht den Realitäten entsprach (S. 205), begannen tatsächlich konkrete Gespräche zwischen der BRD und der Sowjetunion. Doch zuvorderst mussten weitere Veränderungen eintreten. Mit der Übernahme des Außenamts durch Gromyko 1957 musste sich dieser seinem Vorgänger Molotov gegenüber beweisen (S. 225 f.). Filitov attestiert der Außenpolitik unter Chruschtschow (1958–1964), eine Dauerkrise gewesen zu sein, nicht zuletzt „dank“ der neuen Berlinkrise mit dem Mauerbau 1961. Die letzten beiden Kapitel zeigen schließlich die Versuche Brežnëvs und Gromykos, die Situation zu entspannen („Auf dem Weg zur Entspannung“: 1964–1970), und die Auseinandersetzung mit der Frage, ob es nach dem Zusammenbruch der DDR ein oder zwei deutsche Staaten geben solle.

Filitovs neues Buch zur sowjetischen Außenpolitik besticht durch seine Dichte an Quellen und deren Aufbereitung. Doch der Aufbau der einzelnen Kapitel ist etwas verwirrend. Der Autor springt oft zeitlich und thematisch. Vielleicht sind diese Exkurse die besondere Stärke des Buchs jenseits schon bekannter Dinge, doch wäre ein stärkeres An-die-Hand-Nehmen des Lesers wünschenswert gewesen. Letztlich schmälert dies keinesfalls die enorme Leistung Filitovs, auf begrenztem Raum den aktuellen Forschungsstand in Deutschland und Russland zusammengefasst und neues Archivmaterial diskutiert zu haben.

Jörn Happel, Basel

JAMES PALMER: Der blutige weiße Baron. Die Geschichte eines Adligen, der zum letzten Khan der Mongolei wurde. Aus dem Englischen von Nora Matocza und Gerhard Falkner. Frankfurt/M.: Eichborn, 2010. 379 S., = Die andere Bibliothek, 311. ISBN: 978-3-8218-6234-7.

Dass Bücher hierzulande erst dann rezipiert werden, wenn sie in deutscher Sprache vorliegen, hat sich auch in Zeiten der Globalisierung nicht wesentlich geändert. So wird auch Palmers 2008 erschienene Biographie über eine der rätselhaftesten Gestalten der russischen Geschichte erst jetzt wahrgenommen, da sie den Weg in die „Andere Bibliothek“ gefunden hat. Obwohl im Titel nicht genannt, weiß der versierte Leser sofort, dass es sich um eine Biographie über Robert Nikolaj Maximilian von Ungern-Sternberg (1886–1921) handelt. Bevor sich Palmer dessen bewegtem Leben widmete, hatten ihn bereits so-

wjetische Autoren als Prototypen des verkommenen Imperialisten beschrieben und propagandistisch instrumentalisiert. Nationalsozialistische Biographien erahnten Affinitäten zwischen ihrer Sozialisation und dem Leben des Barons und in den esoterischen Grenzwissenschaften hat er als historische Figur längst Einzug gehalten. Palmers große Leistung besteht darin, dass er den ganzen Wust an Legenden und Mythen um das Leben und Wirken Ungern-Sternbergs abstreift, eine kritische Quellenanalyse vornimmt und sich im Gegensatz zu allen früheren Biographen auf den Weg an die Wirkungsstätten des „blutigen Barons“ macht. Ausgestattet mit dem methodischen Hintergrund eines modernen Kulturhistorikers entwirft Palmer die Biographie eines mit sich selbst stets unzufriedenen jungen Adligen, der zwar die Veränderungen im zerbröckelnden Zarsismus um 1900 wahrnimmt, sich aber über die eigene Position und Zukunft im Unklaren ist. Anstelle einer

Auseinandersetzung mit der Moderne wählte Ungern-Sternberg wie viele seiner Zeit- und Standesgenossen eine Hinwendung zu transzendentalen Heilsbotschaften. Er saugte die Interpretationen von Schamanismus, Buddhismus und Antisemitismus in sich auf und formte aus den Versatzstücken der Salonkultur sein eigenes Weltbild, das er in den Wirren der Russischen Revolution in die Tat umsetzte. 1920, als die Hoffnungen der „Weißen“, das Rad der Geschichte zurückdrehen zu können, schon fast erloschen waren, entfesselte Ungern-Sternberg zwischen der Mongolei, China und Russland einen Kreuzzug, in dem er sich als wiedergeborener Dschingis-Khan positionierte, grauenvolle Kriegsverbrechen – vor allem an jüdischen Flüchtlingen – beging und sich im Angesicht der Niederlage auf den Spuren der Theosophie nach Tibet absetzen wollte. Palmer gelingt es, darzustellen, dass Ungern-Sternberg in diesem Machtpoker eher ein Getriebener der Zeitumstände und regionaler Konstellationen war als der unumschränkte Herrscher der Steppe, als der er bislang in Literatur und Populärkultur wahrgenommen wird. Allerdings bedient sich der Autor ge-

gentlich der Unsitte angelsächsischer Kulturgeschichte: die Spekulation an die Stelle von Recherche zu setzen, sei es bei der möglichen sexuellen Veranlagung Ungern-Sternbergs oder den Quellen seines Denkens, die auffallend im Dunkeln bleiben. Eine tiefer gehende Auseinandersetzung mit den theosophischen Geisteskulturen wäre vorteilhaft gewesen. Des Weiteren erscheint bemerkenswert, dass Palmer zwar immer wieder auf die Gesichtszüge Ungern-Sternbergs und sein Auftreten Bezug nimmt, das Buch aber kein einziges Foto beinhaltet. Die Parallelen zwischen der kruden Esoterik Ungern-Sternbergs und den Ansätzen im Umkreis Heinrich Himmlers und der SS werden nicht thematisiert.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass es Palmer gelungen ist, seinen Protagonisten frei von Mythen und Gerüchten darzustellen. Die Sprache ist klar verständlich, aber der Bezug zu den neuesten Erkenntnissen der geistesgeschichtlichen Forschung erscheint eher vage.

Florian G. Mildenerberger, Berlin

MARK G. MEEROVIČ: Nakazanie žiliščem. Žiliščnaja politika v SSSR kak sredstvo upravlenija ljud'mi (1917–1937 gody). [Bestrafung über die Wohnung. Die Wohnungspolitik der UdSSR als Herrschaftsinstrument 1917–1937]. / Housing as Punishment: The housing politics in USSR as a tool for managing people, 1917–1937] Moskva: Rosspeñ; Fond B. N. El'cina, 2008, 303 S. = Istorijskaia stalinizma. ISBN/ISBN: 978-5-8243-0988-1.

What sex is for Foucault, housing is for Mark Meerovich. Almost. Housing, Meerovich contends for the Soviet context, was used by the state as a disciplinary tool in organizing, punishing and controlling human behavior. In his book “Nakazanie Zhilishchem: Zhilishchnaia Politika v SSSR kak sredstvo upravleniia ljud'mi, 1917–1937” [Housing as Punishment: The housing politics in USSR as a tool for managing people, 1917–1937] Meerovich traces official state housing decrees and repeats throughout several chapters: housing was a core resource for the Soviet regime in organizing and controlling its population. The private place became the state's public political commodity that it handed out in exchange for loyalty, hard work, military service and disciplined behavior. By declaring housing state property and by imposing universal duty to work, the state provided housing only to those who worked and

served. Once a worker lost his/her job or was sentenced, s/he lost the right to housing, namely within two weeks. If in its first years the state promised to provide alternative housing in case of a person's dismissal, from 1926 it left a person and his/her family without such guarantees. Since high labor turnover complicated the management of housing distribution, the state resorted to militia raids and purges to cleanse the houses. The realistic danger to lose one's room assisted the state to “direct migration and fix populations where it needed” by providing or promising to provide work and housing in peripheral regions. The introduction of documents such as work books (*trudovye knizhki*) and passports, where one's status, work experience and housing permits were traced and fixed, allowed the state not only to enter the houses of its citizens, but also to direct and control their every step.

Amongst the recent literature on Soviet housing policy and more broadly spatial urban planning this book stands out because it does not simply meditate on issues of privacy in a *kommunalka* or utopian visions of marginal architects. Mark Meerovich set himself with a concrete, albeit difficult task of collecting, studying, analyzing, contextualizing and interpreting numerous, often contradicting and inexplicable state housing decrees issued between 1917 and 1937. The author explains from the start that he aims to analyze official state decrees and does not in-

dulge in the analysis of how these decrees worked in practice, accepting that the latter would be a subject for another book. To give an example, the author does not simply state that the logic of communal living of workers of the same factory was an imposture of discipline and surveillance, but cites concrete decrees that order communal residents to nominate a representative responsible to inspect, control and report on co-residents. As a result we have a book divided into 30 short chapters that generally concentrate on the following issues: 1) the process of municipalization of housing after the revolution and the resulting housing crisis; 2) partial and temporary privatization of housing as a reaction to housing crisis; 3) attempts to organize housing cooperatives, trusts and other organized bodies in order to hold responsibility for housing and behavior of its inhabitants; 4) the role of militia and surveillance in the housing polity; 5) attempts to direct work migration through housing policies and issuance of identity documents.

Although the general argument of the book is not particularly new to historians of the Soviet past, the book's value lies in its details. Due to the author's encyclopedic knowledge of the official housing politics and legislation, the reader will find not only decrees but also numerous revisions to them set in their context. Since the decrees are generally cited, the reader is able to sense state's language and refer to decrees, rather than simply their interpretations. There are, however, several shortcomings that leave

open questions. First of all there are the countless but vague references to the state as *vlast'* (power). Although the author always names the institutions that issued decrees, he does not differentiate among them and portrays the state as a united, homogenous, rational, conscious, but faceless machine that thoroughly realizes its concrete goals. If he had wanted to demonstrate that certain institutional conflicts would not change the argument, it would have been important to explain why the reader should perceive the state as a Foucauldian all-powerful, totalizing machine and bio-power and how it could become one in the first place. Mark Meerovich is definitely right in writing that the Soviet state used housing as "a carrot and a stick," but he should explain also how it differed from, for example, food or freedom? A better structure and chronological organization of the text would have made the book an easier read; a summary sharpen and convey the relationship between the historical development and the argument of the book. Finally, and more importantly, the book should have entailed a larger discussion of Soviet spatial developments by incorporating recent theoretical discussions and literature produced in Russia and abroad. It is especially desirable since the Rosspen series "Istoriia Stalinizma" (History of Stalinism) where the book was published strives for international and interdisciplinary cooperation and dialogue, somewhat missed by the author.

Botakoz Kassymbekova, Berlin

LARISA BELKOVEC: Administrativno-pravovoe položenie rossijskich nemcev na specposelenii 1941–1955 gg. Istoriko-pravovoe issledovanie. [Die rechtliche Lage der Russlanddeutschen in den Sondersiedlungen 1941–1955. Eine rechts-historische Untersuchung.] Moskva: Rosspen, 2008. 340 S. = Istorija stalinizma. ISBN: 978-5-8243-0919-5.

L. P. Belkovec gehört zu jenen Historikern in der GUS, die, von der Welle von Glasnost' und Perestrojka getragen, sich zu Beginn der 1990er Jahre intensiv mit bis dahin tabuisierten Themen der sowjetischen Geschichte zu befassen begannen. Die Öffnung von Archivbeständen der KPdSU, des NKVD und anderer Behördenarchive bildete jenes „Neuland“, bei dessen „Beackern“ die Vergangenheit der UdSSR in anderem Lichte erschien. Die Autorin bekannte sich zur „Alltagsgeschichte“ und befasste sich in der ersten Hälfte der 1990er Jahre mit der Geschichte der deutschen Bevölkerung Sibiriens

während der Enteignung der Bauern und der Kollektivierung der Landwirtschaft. 1995 konnte dank der Förderung durch das Ministerium der Russischen Föderation für Nationalitätenangelegenheiten und Regionalpolitik und der mit dem Transfer von Aussiedlern aus der GUS nach Deutschland befassten Fa. „Olympia-Reisen“ vom Internationalen Verband der deutschen Kultur die Monographie „Bol'soj terror“ i sud'by nemeckoj derevni v Sibiri (konec 1920-ch – 1930-e gody). Moskva 1995. 318 S.“ herausgegeben werden. In Fortsetzung dieser Monographie forschte Belkovec über die Deutschen in der UdSSR während des Zweiten Weltkrieges und veröffentlichte darüber mehrere Aufsätze. Ihr gelang es, ausgiebig Akten im GARF, im Gebietsarchiv Novosibirsk und anderen regionalen Archiven zu studieren und Informationen zu veröffentlichen, die örtliche Funktioniäre lieber unter Verschluss gehalten hätten. Das Archiv in Novosibirsk hat danach den Zugang zu Archivalien über die Behandlung der deutschen Bevöl-

kerung sowohl für russische als auch ausländische Wissenschaftlern sehr restriktiv gehandhabt.

Im Mai 2004 hat L. Belkovec an der Ural'skaja gosudarstvennaja juridičeskaja akademija in Ekaterinburg den Versuch der Habilitation zum Dr. jur. mit dem Thema der hier zu rezensierenden Monographie unternommen. Prof. Dr. jur. V. I. Leušin, wissenschaftlicher Sekretär des Habilitationsrates, hat über die besondere Bedeutung der Arbeit im Wissenschaftlichen Informationsbulletin „Die Russlanddeutschen“ (Nr. 2 (38) / 2004, S. 10) unter anderem berichtet, die Schlussfolgerungen könnten in der Russischen Föderation im Sinne der Vervollkommenung der Nationalitätenpolitik, insbesondere bei der Ausarbeitung einer realistischen Politik gegenüber den Deutschen Russlands berücksichtigt werden. Das NKVD sah er als „rehabilitiert“, als Beschützer der Rechte der Sondersiedler an. Es würde den Rahmen einer Rezension sprengen, würde man hier auf die Gründe eingehen, die eine Bestätigung dieser Habilitation durch die VAK zum Scheitern brachten. Im Internet und auf Konferenzen wurden die Vorbehalte namhafter russischer Wissenschaftler gegen diese angeblich nicht wissenschaftliche, für die Verleihung des Grades eines Dr. jur. nicht ausreichende Arbeit widergegeben.

Die zweite, überarbeitete und erweiterte Ausgabe erschien 2008 in der Reihe „Istorija Stalinizma“.

Die Erweiterung der Einleitung und der Schlussfolgerungen sollte der Monographie einen rechtswissenschaftlichen Charakter verleihen und die Rechtmäßigkeit der repressiven Politik der sowjetischen Führung gegenüber den deutschen Sowjetbürgern untermauern. So wird viel Platz darauf verwendet, den Terminus „Deportation“ abzulehnen und die gewaltsame, unter massivem Einsatz von Militär und Sicherheitskräften erfolgte „Aussiedlung“ als „Evakuierung“ gelten zu lassen. Das wichtigste (aber nicht stichhaltige Argument!) ist dabei die Definition der „Deportation“ in einem Gesetz der RF von 2002 als zwangsweise Ausweisung von Ausländern nach dem Wegfall einer Berechtigung zum weiteren Aufenthalt in Russland (S. 32). Entschieden abgelehnt wird auch die von einigen russischen und deutschen Historikern vertretene Einstufung der Folgen von Deportationen, Arbeitsarmee und Sondersiedlungsregime als Genozid (S. 11–13, 326–327), da eine diesbezügliche Absicht nicht nachzuweisen sei.

Das Sowjetsystem wird wiederholt als undemokratisch, als totalitär bezeichnet, und die repressive Politik dennoch als unter Kriegsbedingungen staatsrechtlich gerechtfertigt angesehen. Zur Begründung wird auf die Kollaboration von Teilen der Sudeten-

deutschen mit dem Nationalsozialismus verwiesen (S. 87–88). Die präventive Bestrafung der Wolgadeutschen für noch nicht begangene, aber mögliche Taten, wird kritisiert und die Auflösung der ASSRd-WD zutreffend als Bruch der Verfassungen der Wolgarepublik und der RSFSR qualifiziert (S. 193), die „Umsiedlung“ aber dennoch als rechtsstaatlich (*nosivšaja pravovoj charakter*; S. 323) bewertet.

Die Kenntnis der bereits vor der Drucklegung der 2. Auflage publizierten Archivdokumente erstreckte sich vor allem auf Sibirien. So findet die Deportation der deutschen Bevölkerung der Krim (ab dem 15. August 1941) und aus der Umgebung von Leningrad auf Befehl militärischer Stäbe ohne Schuldzuweisung aufgrund der Volkszugehörigkeit statt. Anders als in der Wolgaregion waren die über 60-jährigen Männer und Frauen in der Umgebung von Leningrad und in der Ukraine nicht für den Abtransport vorgesehen. Ein Hinweis darauf fehlt in der Monographie. Aus der Stadt und dem Gebiet Moskau wurden nicht „vollzählig“ 8.640 Deutsche Anfang September 1941 nach Kasachstan (S.53) gebracht, sondern bis zum 20. September von den 11.567 Deutschen der Stadt und des Gebietes 1.142 Personen verhaftet, 8.449 Personen nach Kasachstan abtransportiert, 1.620 aus verschiedenen Gründen in Moskau belassen und 356 sollten am 22. September abtransportiert werden.

Der vorgeschlagenen Periodisierung der Behandlung der Sondersiedler kann nicht ohne weiteres zugestimmt werden. So wird der Beginn der Lockerung des Regimes der Sondersiedlung auf 1950 datiert (S. 304). In einem vorhergehenden Kapitel wird aber auf die Ausweitung des Regimes der Sondersiedlung auf die in Sibirien, Fernost, Kasachstan und Mittelasien „ortsansässigen“ (*mestnye žitelji*) Deutschen per Beschluss der Regierung und des Staatsanwalts der UdSSR vom 27. Dezember 1951 (S. 229–230) hingewiesen. Außer Acht gelassen wird der von Stalin am 7. Oktober 1951 unterzeichnete Beschluss des Ministerrates der UdSSR Nr. 3857–1763ss, mit dem die Sondersiedlung für 8 namentlich genannten Volksgruppen, darunter für die Deutschen, für ewige Zeiten (*navečno*) verfügt wurde.

Nicht zutreffend sind die Angaben über die „Repatriierung“ (S. 59–63). Sie begann im Spätherbst 1944 mit der Einrichtung der Verwaltung des Bevollmächtigten des SNK für die Repatriierung von Sowjetbürgern und der Einrichtung von Filtrationslagern entlang der Westgrenze der UdSSR. Die Direktive des NKVD der UdSSR Nr. 181 vom 11. Oktober 1945 (S. 316) regelte nicht die „Repatriierung“, d. h. die Zurückführung der „Administrativumsiedler“ in ihre Heimatorte, sondern die Einweisung der

„repatriierten“ Deutschen in die Sondersiedlungen. Auch mit anderen Rechtsquellen ist der Umgang fragwürdig. So wird bedauert, dass die Amnestie jener Sowjetbürger, die während des Großen Vaterländischen Krieges mit der Besatzungsmacht kollaboriert hatten (Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 17. September 1955), nicht auch auf die präventiv deportierten Wolgadeutschen angewendet wurde (S. 313), denen die Bereitschaft zur Kollaboration unterstellt, aber nicht nachgewiesen wurde. Vom Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 3. November 1972 wird behauptet, er habe die Beschränkungen in der Wahl des Wohnortes für die Deutschen aufgehoben und die entsprechenden Rechtsakte für ungültig erklärt

(S. 320–321). Dies traf aber nur für die deklarative Ziff. 1 zu. In Ziff. 3 dieses Erlasses wurden das Justiz- und das Innenministerium sowie das KGB damit beauftragt, entsprechende Vorschläge auszuarbeiten. Mit anderen Worten: Mit Inkrafttreten dieser beiden Erlasse hat sich der Rechtsstatus der deutschen Bevölkerung eben nicht verändert.

Damit sind nur die offensichtlichsten Ungereimtheiten und Auslassungen benannt, die eine sowohl historisch fundierte als auch rechtlich unanfechtbare Untersuchung und Bewertung der Rechtslage der Russlanddeutschen in den Jahren 1941–1956 erforderlich erscheinen lassen.

Alfred Eisfeld, Göttingen

TAT'JANA S. ILARIONOVA *Rossijskie nemcy v so-
vetsko-zapadnogermanskich poslevoennyh ot-
nošenijach 1945–1961 gg.* [Die Russlanddeut-
schen in den sowjetisch-westdeutschen Bezie-
hungen der Nachkriegszeit der Jahre 1945 bis
1961]. Moskva: MIROS, 2010. 223 S. ISBN: 978-
5-91897-015-7.

Die öffentliche Wahrnehmung der sowjetischen Staatsbürger deutscher Nationalität setzte in der Bundesrepublik erst in den Jahren der massenhaften Zuwanderung nach 1989 ein. Insofern verspricht eine aus den Archiven beider Länder schöpfende Forschungsarbeit über die Rolle der Russlanddeutschen in den politischen Beziehungen zwischen der UdSSR und dem westlichen Deutschland vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis zum Bau der Berliner Mauer neue Einsichten. Ihren weiten Interpretationsrahmen lässt die Autorin bereits in der Einleitung erkennen, ausgehend von den Diskriminierungen der Deutschen in der stalinistischen Sowjetunion seit dem Aufstieg des Nationalsozialismus im Deutschen Reich. Als die Parteiführung neben anderen Volksgruppen auch die deutsche Bevölkerung bei Kriegsbeginn pauschal verdächtigte, massenhaft mit dem Feind zu kollaborieren, wurden die Russlanddeutschen aus ihren Wohnplätzen im europäischen Teil der UdSSR zur Zwangsarbeit in „spezielle Siedlungsgebiete“ (*specposelenija*) in Sibirien, Kasachstan und Mittelasien deportiert. Da diese kollektive Bestrafung über das Kriegsende hinaus bis 1991 fortgesetzt wurde, die UdSSR ihren deutschen Staatsbürgern nur in Etappen einzelne rechtliche Verbesserungen gewährte, und auch die Russische Föderation bis heute weder ihre Eigentumsrechte wiederhergestellt, noch die Rückkehr in die alten Siedlungsgebiete zugelassen oder gar die Autonome Wolga-Republik

wiedererrichtet hat, zieht die Autorin die bittere Konsequenz, dass letztlich nur die Ausreise in die Bundesrepublik möglich war.

Doch dann spiegelt das Buch die reale Geschichte insofern wider, dass in der ersten Hälfte des Hauptteils von den eigentlichen Russlanddeutschen gar nicht mehr die Rede ist. Stattdessen wird, wenn auch etwas unübersichtlich gegliedert, das Schicksal aller anderen Kategorien von internierten Deutschen in der Sowjetunion erwähnt: von den im Großen Terror seit 1937 der Spionage verdächtigten „Spezialisten“, die im Rahmen der wirtschaftlichen Beziehungen in der UdSSR arbeiteten, bis zu jenen, die sowjetische Militärgerichte in der SBZ und DDR bis zum Tode Stalins zu Lagerhaft und Zwangsarbeit in der Sowjetunion verurteilten. Zahlenmäßig überwogen jedoch drei andere Gruppen. Dass sich frühere Bewohner der baltischen Republiken, Ostpolens, der Bukowina und Bessarabiens auf ihre deutsche Nationalität beriefen, erkannten die sowjetischen Stellen bei der Bevölkerungsverschiebung in der Folge des Hitler-Stalin-Paktes nicht an und deportierten sie noch vor dem Juni 1941 in industrielle Zentren überwiegend jenseits des Urals. 1944 bis 1946 wurden fast 190.000 „volksdeutsche“ Zivilisten aus Südosteuropa, Ostpreußen und Oberschlesien zur Zwangsarbeit verschleppt, und schließlich rechtfertigte man nach Kriegsende auch die körperliche Arbeit der insgesamt mehr als drei Millionen deutschen Kriegsgefangenen als Vorschuss auf Reparationsleistungen. Erweitert wird die Sicht sogar auf die Repatriierung der sowjetischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter aus dem Reich und eines Teils der „alten Emigration“ aus vielen Ländern seit 1945. Grundsätzlich wurden alle, die außerhalb des jeweiligen sowjetischen Machtbereichs gelebt hatten, in der Sowjetunion seit 1944/45 des Landesverrats be-

schuldigt, zumal heimkehrende Ukrainer und Kosaken, die im Kriege die deutsche Staatsangehörigkeit erworben, staatenlos im Deutschen Reich gelebt oder gar in der Wehrmacht gedient hatten. Im beginnenden Kalten Krieg genügte auch der Verdacht, Kontakte zu Stellen in den USA zu haben, um in Ungnade zu fallen. Der diskriminierende Umgang des Sowjetsystems mit seinen eigenen Staatsbürgern und Landsleuten dient der Autorin als dunkle Folie, vor der sich die Aufnahmebereitschaft der Westzonen sowie die Zuwanderungs- und Integrationspolitik der Bundesrepublik gegenüber grundsätzlich allen Deutschen als besonders human und vorausschauend abheben. Positiv werden die entsprechende Gesetzgebung, die Behördenstruktur, die Aufnahmepraxis, die Mitwirkung des Deutschen Roten Kreuzes und auch die – von der Autorin akzeptierte – Rolle der Landsmannschaften beschrieben, wobei russische und deutsche Leser in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion wahrscheinlich viel Neues erfahren.

Die Logik der Darstellung besteht letztlich darin, dass die Autorin mit der Aufnahme von Millionen Deutschen in den Nachkriegsjahren und nicht zuletzt mit einer wachsenden Anzahl von Flüchtlingen aus der DDR erklären will, warum das Schicksal der Russlanddeutschen in der Bundesrepublik nicht früher auf die Agenda kam. Erst mit Stalins Tod hätten sich überhaupt Chancen für direkte Kontakte zur sowjetischen Führung ergeben, und dann sei, diplomatisch und publizistisch mit Japan abgestimmt und von den beginnenden Wirtschaftsbeziehungen begünstigt, der Rückführung der verbliebenen knapp 10.000 Kriegsgefangenen Vorrang eingeräumt worden. Angesichts der sowjetischen Offerten von 1955,

die Beziehungen zu „normalisieren“, hätten für die Bundesregierung die Westbindung und die Nichtanerkennung der DDR sowie der Oder-Neiße-Grenze nicht zur Disposition gestanden. Zu einem Höhepunkt ihrer Darstellung gestaltet die Autorin die Auswertung einer von Adenauer diktierten nachträglichen Aufzeichnung aus dem Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes über seine Moskauer Verhandlungen vom 12. September 1955. Danach habe er sich durchaus nicht nur für die Heimkehr der Kriegsgefangenen, sondern auch vehement für das Recht der deutschen Sowjetbürger auf Ausreise in die Bundesrepublik eingesetzt. Doch wegen der Empörung vor allem Chruschtschew über das Ansinnen habe er nicht den Abbruch der Gespräche provozieren wollen und schließlich auf ein längerfristiges diplomatisches Vorgehen vertraut. Immerhin sei in den Folgejahren durch die Botschafter Haas und Lahr die Ausreise, wenn auch nicht von Russlanddeutschen, so doch von Tausenden ehemaliger deutscher Staatsbürger im Rahmen von einzeln beantragten Familienzusammenführungen in die beiden deutschen Staaten erreicht worden, bis die sowjetische Seite diese Aktionen am 1. August 1960 einseitig beendet habe.

Die Stärken des Buches liegen in den konkreten Funden aus den Archiven und manchen für deutsche Historiker überraschenden Kommentaren der Autorin, nicht gerade in der Skizzierung der internationalen Beziehungen und der Charakterisierung der politischen Systeme in Kriegs- und Nachkriegszeit. Handwerklich bedenklich sind das beliebige Zitieren der Forschungsliteratur und zahlreiche Druckfehler auch im russischen Text.

Claus Scharf, Mainz

A. JA. LIVŠIN, I. B. ORLOV: Sovetskaja propaganda v gody Velikoj Otečestvennoj Vojny: „Kommunikacija ubeždenija“ i mobilizacionnye mehanizmy. [Die sowjetische Propaganda während des Großen Vaterländischen Krieges: „Vergewisserungskommunikation“ und Mechanismen der Mobilisierung.] Moskva: Rosspën, 2007. 806 S. = Dokumenty sovetskoj istorii. ISBN: 978-5-8243-0925-6.

Die Bedeutung der Propaganda für die Mobilisierung der Sowjetbevölkerung und deren spezifische Wirklichkeitsrezeption unter der Herrschaft Stalins ist von der Stalinismusforschung schon länger erkannt worden. Die Sowjetunion unter Stalin war, wie die Forschung betont hat, zugleich „Propaganda-staat“ (Vgl. u. a. Peter Kenez: *The Birth of the Pro-*

paganda State. Soviet Methods of Mass Mobilization, 1917-1929. Cambridge 1985) und „Mobilisierungsdiktatur“ (Vgl. Manfred Hildermeier: *Geschichte der Sowjetunion 1917–1991. Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates. München 2001*), in der die Gleichschaltung der Köpfe mit Hilfe von Presse, Rundfunk, Film, Literatur, Massenaufmärschen, Personenkult, Architektur, Wissenschaft und Kunst vorangetrieben wurde und alle Bereiche des Alltags der Sowjetbürger durchdrang. Es mangelt bisher jedoch an einer umfassenden Untersuchung der sowjetischen Propaganda im Zweiten Weltkrieg (mit Fokus auf die Generierung einer russisch nationalen Identität vor allem David Brandenberger: *National Bolshevism. Stalinist Mass Culture and the Formation of Modern Russian National Identity, 1931–1956, Cambridge, Mass. 2002*). Der

von Aleksandr Livšin und I. B. Orlov für die Reihe „Dokumente zur sowjetischen Geschichte“ zusammengestellte und von Dietrich Beyrau eingeleitete Quellenband zu den Funktionsweisen der sowjetischen Propaganda im Zweiten Weltkrieg trägt dazu bei, diese Lücke zu schließen.

Die in der Quellensammlung abgedruckten 264 Dokumente stammen aus den einschlägigen Beständen der zentralen Moskauer Staatsarchive, dem Staatsarchiv der Russländischen Föderation (GARF) und dem Russländischen Staatsarchiv für soziale und politische Geschichte (ehemaliges Parteiarchiv / RGASPI). Ausgewertet wurden vor allem die Bestände der Propaganda- und Zensurbehörden: der Nachrichtenagentur TASS, des Staatskomitees für Fernsehen und Radio, des Sowjetischen Informationsbüros (*Sovinformburo*), der Hauptverwaltung für Literatur (*Glavlit*), der Abteilung für Propaganda und Agitation des ZK der Kommunistischen Partei und der Künstler-Gewerkschaft. Es handelt sich zumeist um erstmals veröffentlichte Dokumente.

Die Funktionsweisen der Propaganda werden in dem Band aus mehrfacher Perspektive betrachtet: Zum einen werden der Aufbau des sowjetischen Propagandaapparates, seine Personalstruktur, Arbeitsweisen und Methoden in den Blick genommen; zum anderen wird aber auch versucht, die Rezeptions- und Wirkungsebene der Propaganda über Briefe und Stimmungsberichte einzufangen. Die Propaganda wird hier als komplexer wechselseitiger Kommunikationsprozess verstanden.

Der Band untergliedert sich in vier große thematische Kapitel: Das erste, kürzere Kapitel ist der Vorkriegspropaganda gewidmet, wobei insbesondere die sowjetische Ignorierung der Kriegsgefahr sichtbar wird. Die folgenden drei Unterkapitel betrachten die Propaganda der Kriegszeit im Hinblick auf institutionelle Strukturen und Kader, Formen und Methoden sowie Effektivität, Rezeption und Wirkung. Die ausgewählten Dokumente ermöglichen Aussagen über die Arbeitsweisen und Methoden, über Produktionsumfang, Verbreitung, zentrale Muster und Sprache sowie über die Rezeption der sowjetischen Propaganda. Der betrachtete Rahmen der Propagandatätigkeit erstreckt sich auf die in Presse, Literatur, Radio, Kino, Flugblättern oder auch in mündlicher Übermittlung verbreitete Propaganda für die Sowjetbürger. Nicht berücksichtigt wurde hingegen die Propaganda für das Ausland.

Die Quellensammlung vermittelt den Fachleuten für zahlreiche Einzelaspekte der Kriegspropaganda erhellende Einsichten, beispielsweise über die Vorgaben der Zensurbehörden, die vorschrieben, über

welche Ereignisse berichtet werden durfte und welches Bild der deutschen Feinde verbreitet werden sollte.

In mehreren Dokumenten werden auch die Grenzen, infrastrukturellen Mängel und professionellen Defizite des „Propagandastaates“ sichtbar, der unter anderem an einem Mangel an Propagandaexperten litt, wie Beyrau betont (S. 32). In den Kriegsjahren wurden daher etwa 1.000 Schriftsteller als Kriegskorrespondenten für die Propagandaabteilungen rekrutiert. Prominente Autorenpersönlichkeiten wie Il'ja Ėrenburg konnten sogar weitgehend unbehelligt von der Zensur ihre Arbeiten publizieren, was für die Mehrzahl der Autoren jedoch nicht zutraf.

Auch das gewandelte Verhältnis zwischen Propaganda und Religion wird in einigen Dokumenten deutlich: Die stalinistische Antireligionspropaganda erfuhr in den Kriegsjahren eine Aufweichung hin zu größerer Toleranz, da Stalin die Kirche nun für die patriotische Mobilisierung der Bevölkerung instrumentalisieren wollte. Zugleich reagierte er damit auch auf die tolerantere Religionspolitik in den von den Deutschen besetzten Gebieten.

Einige der Dokumente enthalten Nachrichten über die Verbrechen der Deutschen im besetzten Gebiet, die ein zentrales Thema der sowjetischen Kriegspropaganda darstellten. Vermissen wird man jedoch eine systematische Beschäftigung mit der wichtigen Frage nach dem Informationsgehalt der sowjetischen Propaganda im Hinblick auf den deutschen Massenmord an den Juden. Wie eine jüngere Untersuchung gezeigt hat, wurde der Holocaust in den ersten Kriegsmonaten durchaus in der sowjetischen Presse- und Radioberichterstattung thematisiert. Erst seit 1942 nahm die Berichterstattung über jüdische Opfer dann immer weiter ab bzw. sie wurde allgemein unter den Verlusten in der „friedlichen sowjetischen Zivilbevölkerung“ zusammengefasst. Vermutlich geschah dies, weil die sowjetische Führung zunehmend antisemitische Tendenzen in der sowjetischen Bevölkerung feststellte. (Karel Berkhoff hat diese Frage in einem Beitrag umfassend untersucht und kommt in Abgrenzung zu älteren Arbeiten zu dem Ergebnis, dass das sowjetische Lese- und Radiopublikum in den ersten Kriegsmonaten durchaus die Möglichkeit besaß, sich über die Ermordung der Juden zu informieren. Vgl. Karel C. Berkhoff: „Total Annihilation of the Jewish Population“. The Holocaust in the Soviet Media, 1941–1945, in: *Kritika* 10, (2009), H. 1, S. 61–105.)

Die spezifische Semantik und die Muster und Mythen der sowjetischen Kriegspropaganda werden in der Edition vor allem anhand von Textbeispielen

deutlich gemacht, während den bildlichen Ausdrucksformen, also der Ikonographie der Kriegspropaganda, nur wenige Beispiele (ausschließlich im Schwarz-Weiß-Abdruck) gewidmet sind.

Gelungen erscheint der Versuch, im abschließenden Kapitel auch die Rezeptions- und Wirkungsebene der Propaganda einzufangen. In Briefen von Sowjetbürgern oder auch in Stimmungsberichten der Parteiorgane und Zensurbehörden werden insbesondere die operativen und systemimmanenten Probleme der Propaganda und die Mechanismen der Mobilisierung deutlich. Vor besonderen Herausforderungen stand der Propagandaapparat beispielsweise an-

gesichts von katastrophalen Lebensbedingungen der evakuierten Familien von Frontkämpfern oder auch spezifischen Erfahrungen der Bevölkerung in den zeitweilig von den Deutschen besetzten Gebieten.

Im Anhang besitzt der Band eine umfangreiche Auswahlbibliographie zu (seit 1990 erschienenen) Quellen und Forschungsliteratur sowie ein hilfreiches Namensregister. Die Quellensammlung stellt eine wichtige Ergänzung der zentralen Dokumenteneditionen zum „Großen Vaterländischen Krieg“ dar und wird bei allen, die sich mit seiner Geschichte beschäftigen, auf großes Interesse stoßen.

Tanja Penter, Hamburg

ALEKSANDR V. GOLUBEV: „Esli mir obrušitsja na našu Respubliku ...“. Sovetskoe obščestvo i vnešnjaja ugroza v 1920–1940 gg. [„Wenn die Welt über unsere Republik herfällt ...“. Die sowjetische Gesellschaft und die äußere Bedrohung in den zwanziger bis vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts]. Moskva: Kučkovo pole, 2008. 383 S. = Istoriko-social'nye issledovanija. ISBN: 978-5-901679-65-4.

„Wenn die Welt über unsere Republik herfällt ...“. Die stete Sorge der sowjetischen Bevölkerung vor einem drohenden Krieg in den Jahren 1920 bis 1940, angeheizt durch äußere Isolierung und unaufhörliche Propaganda der sowjetischen Führung, die dann aber 1941 den tatsächlich bevorstehenden Überfall Hitlerdeutschlands nicht wahrhaben wollte, ist Thema der vorliegenden Monographie.

Wesentliches Ziel der Kommunisten bei der Revolution in Russland sei es gewesen, nicht nur die Herrschaft im Land zu erringen, sondern auch das gesamte Denken der Bevölkerung zu kontrollieren. Im Mittelpunkt stand dabei eine „Mythologisierung“ der Welt als Arena eines Kampfes zwischen den Kräften des Fortschritts, d. h. der Sowjetunion und der kommunistischen Parteien, und den Kräften der Reaktion, wobei der Sieg der ersteren als ebenso unausweichlich dargestellt wurde „wie die Wiederkehr Christi in der Vorstellung der Gläubigen“. In der sowjetischen Propaganda erschien die Abstraktion der „äußeren Welt“ als eine Realität, die das tägliche Leben und die politische Kultur weithin bestimmte. Zum zentralen Punkt der Propaganda wurde die äußere Grenze des Landes, stilisiert zu einer Grenze zwischen zwei Systemen, die selbst in der Vorstellung der politischen Elite der Sowjetunion nahezu sakrale Bedeutung erhielt.

Vom tatsächlichen Leben in den kapitalistischen Ländern erfuhr die sowjetische Bevölkerung fast

nichts. „Der Westen“ erschien zwar undifferenziert als einheitlicher Block, aus dem dann aber einzelne Länder hervortraten, von denen angeblich die Hauptgefahr für die Sowjetunion ausging. Ende der zwanziger Jahre war dies Großbritannien, Anfang der dreißiger Jahre Frankreich, 1933 übernahm Hitlerdeutschland diese Rolle – wenn auch nur bis zum Pakt zwischen Molotov und Ribbentrop 1939. Von diesem Zeitpunkt an trat an die Stelle des faschistischen Deutschland wieder das „reaktionäre antisowjetische England“.

Als wesentliche Voraussetzung für den Erfolg einer solchen Propaganda erscheint der Abbruch nahezu aller Außenkontakte der Bevölkerung nach der Entstehung der Sowjetunion bei gleichzeitiger staatlicher Kontrolle der gesamten Presse. Eher beiläufig zeigt der Autor die persönliche Haltung Stalins zu seinen beiden Vorbildern Ivan IV. und Peter I., wobei Stalins Vorlieben unter den damaligen Bedingungen ihren Teil zur staatlichen Agitation beitrugen: Ivan der Schreckliche wurde vor allem geschätzt, weil er keinen ausländischen Einfluss in Russland zuließ; Peter der Große habe dagegen, bei all seinen Verdiensten, dem Westen gegenüber eine zu freundliche Haltung eingenommen.

Einen allmählichen Bewusstseinswandel in der Sowjetunion gegenüber dem Ausland sieht der Autor als Folge der Notwendigkeit, während des Zweiten Weltkriegs mit den westlichen Mächten zu kooperieren. Der Vorstoß über die sowjetischen Grenzen hinaus brachte für breite Massen einen neuen Blick auf das Leben im Westen. Vergeblich versuchte die sowjetische Führung nach dem Krieg, mit ihrer Kampagne gegen den „Kosmopolitismus“ die Entwicklung zurückzudrehen. Die Stereotypen in der Wahrnehmung der äußeren Welt machten differenzierteren Vorstellungen Platz, auch wenn eine drohende Kriegsgefahr, nunmehr ausgehend von

den USA und der NATO, weiterhin das allgemeine Bewusstsein beherrschte.

Seit 1985 gingen solche Vorstellungen, wie es zunächst schien, mit dem damaligen Wandel in der Sowjetunion zu Ende. Probleme mit der „Perestrojka“ und Schwierigkeiten bei der Einführung des Marktes führten in den folgenden Jahren jedoch zu einem Wiederaufleben traditioneller Denkmuster. Aufgrund der jetzigen Informationsmöglichkeiten sieht der Autor jedoch die Möglichkeit, die „Mythologisierung“ des Westens im Bewusstsein der russischen Bevölkerung weiterhin abzubauen.

Die Arbeit beruht auf der Analyse eines umfangreichen Archivmaterials, auf geheimen Berichten über die tatsächliche Stimmung im Land, die für die politische Führung auf allen Ebenen häufig im Abstand von wenigen Tagen, manchmal auch mehrerer Monate von der Geheimpolizei zusammengestellt

wurden. Als weitere Quelle dienten zeitgenössische Briefe, die aus der Bevölkerung an Parteigremien gerichtet wurden. Bewusst verzichtet hat der Autor auf die Auswertung von Memoiren, die nach dem Zweiten Weltkrieg geschrieben wurden und in denen rückblickend stets allein Hitlerdeutschland als Hauptaggressor erscheint.

Während es dem Autor auf eine Darstellung des Bewusstseins der sowjetischen bzw. russischen Bevölkerung ankommt, werden weitergehende Fragen wie die nach der Entstehung der traditionellen Xenophobie in Russland nicht gestellt. Dies mag man bedauern. Auf jeden Fall eröffnet das Buch aber den Blick auf eine umfangreiche historische Überlieferung, die der Forschung bislang verschlossen war. Weitere Forschungen sollten folgen.

Manfred von Boetticher, Hannover

RICHARD BUCHNER: Todfeinde – Komplizen – Kriegsbrandstifter. Der Hitler-Stalin-Pakt und die Folgen. Ein Essay. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2009, 208 S. ISBN: 978-3-86583-388-4.

Der flüssig geschriebene Essay Buchners schildert die deutsch-sowjetischen Beziehungen zu Beginn und während des Zweiten Weltkrieges sowie in der unmittelbaren Nachkriegszeit vor dem allgemeineren Hintergrund der stalinistisch geprägten sowjetischen Außenpolitik und zugleich der aktuellen politischen Situation in Putins Russland. Er summiert gleichsam das lebenslange Forscher- und Lehrinteresse Buchners an diesen nicht nur für Ostmitteleuropa entscheidenden Jahren der deutsch-sowjetischen Kooperation und Konfrontation. Mit klaren Wertungen kreist der Essay um kommunistische und nationalsozialistische Verantwortung für die Entfesselung des Weltkrieges, für Völkermord, speziell für den Holocaust, sowie für den Kalten Krieg. Besonderes Augenmerk richtet Buchner neben der Betrachtung des Stalinismus und dessen Fortwirkens im heutigen Russland, neben der Darstellung der sowjetisch-polnischen Beziehungen auf die verschiedenen Abkommen zwischen Hitler und Stalin. Dass allerdings das deutsch-sowjetische Wirtschaftsabkommen vom 11.02.1940 tatsächlich „über Jahrzehnte in fast allen Fachpublikationen“ fehlte, dürfte zu pauschal formuliert sein. Buchner geht zudem gesondert und aus eigener langjähriger pädagogischer Erfahrung auf individuelle Schuld und gemeinsame Verantwortung sowie auf die Herausforderung der gemeinsamen Erinnerung an zwei Diktaturen in nur einer Gedenk-

stätte (z.B. Sachsenhausen bei Berlin) ein. Völlig zu Recht und mit bis heute in der aktuellen Diskussion oft verminderter Klarheit fordert er eine „Geschichte der Opfer“ ein, statt sich in „Aufrechnungsdiskussionen“ zu verlieren oder gar auf einem ideologischen Auge blind zu sein. Wo die Aktenlage unklar bleibt, scheut Buchner vor begründeten Vermutungen, z.B. zum Schicksal Nikolaj Bersarins, des sowjetischen Stadtkommandanten von Berlin 1945 (S. 58, Anm. 81), nicht zurück.

Gut lesbar und gegliedert durch ein ausführliches Inhaltsverzeichnis, zahlreiche rhetorische Fragen, kursive Hervorhebungen, schlagwortartige Absätze sowie leicht verständliche Formulierungen summiert Buchner den Forschungsstand, der allerdings mitunter (z.B. S. 52 f zur sowjetischen Kenntnis – speziell Michail S. Gorbatschow als letztem Generalsekretär der KPdSU – und zur Überlieferung des Geheimen Zusatzprotokolls zum Hitler-Stalin-Pakt) nicht ganz aktuell ist. Angesichts des umfangreichen behandelten Themas und seiner essayhaften Darstellung ist auch verzeihlich, dass manche Fakten nicht endgültig geklärt wurden, sondern Buchner mitunter mit „m. W.“ operiert (z.B. S. 63, Anm. 91). Ein weiterführendes bzw. die Belege in den Fußnoten bündelndes Literaturverzeichnis hätte das Bändchen, das als Streitschrift gegen Neostalinisten und kommunistische Apologeten (z.B. der Partei „Die Linke“) eine herausragende Bedeutung in der zeithistorischen politischen Bildung hat, noch zusätzlich aufgewertet.

Dem gesamten Text hätte eine Endbearbeitung gut getan, um Doppelungen bzw. Widersprüche zwischen Text und Fußnoten vor dem Druck zu beseitigen (z.B. S. 48, Anm. 64 bzw. S. 31: zur Urheber-

schaft Andrej A. Ždanovs an der Ždanov-Doktrin; S. 40, Anm. 47 bzw. S. 28 Anm. 25 zur Verwandt-

schaft des langjährigen sowjetischen Außenministers Vjačeslav M. Molotov mit Aleksandr N. Skrjabin).

Jan Lipinsky, Marburg

JU. E. FORKIN, AL. A. GROMYKO (Hg.): A. A. Gromyko. Človek, diplomat, politik. Materialy naučno-praktičeskoj konferencii, posvjaščenoj 100-letiju so dnja roždenija A. A. Gromyko, 9 sentjabrja 2009 goda. [A.A. Gromyko. Mensch, Diplomat, Politiker. Materialien der wissenschaftspraktischen Konferenz zum 100. Geburtstag von A. A. Gromyko, 9. September 2009.] Moskva: Vostok-Zapad 2010, 184 S., 48 Abb. ISBN: 978-5-478-01292-2.

Gleich zu Beginn dieser Rezension sei eine Lesewarnung ausgesprochen: Dies ist ein vollkommen unwissenschaftliches, nahezu fußnotenloses Buch, das keinerlei neue Erkenntnis bringt. Es setzt sich zusammen aus 17 Grußwörtern und Reden, die nicht von wissenschaftlicher Erkenntnis, sondern von pathetischem Erinnern und Verklären getragen sind. Dabei finden sich unter den Beiträgern neben Gromykos zwei Kindern durchaus nicht nur Politiker wie der Präsident Weißrusslands Lukašenko, der (damalige) Moskauer Bürgermeister Lužkov und eine Reihe ehemaliger Außenminister der UdSSR und der Russischen Föderation, sondern auch studierte Historiker und Akademienmitglieder. Jedoch, dies Genre dient der Glorifizierung und sollte bestenfalls als Quelle gelesen werden.

Um die historische Bedeutung Gromykos, der 50 Jahre lang der Außenpolitik diente und 28 Jahre lang, von 1957 bis 1985, Außenminister war, zu unterstreichen, wird er immer wieder mit Fürst Gorčakov verglichen bzw. werden westliche Staatsmänner und Experten angerufen, die ihren Respekt vor Gromyko bekundeten: Henry Kissinger schrieb, Gromyko sei die unersetzbare treibende Kraft in der sowjetischen Außenpolitik (S. 8), der unvorbereitet zu begegnen „selbstmörderisch“ gewesen sei (S. 35). Unterstrichen werden die Verdienste, die sich Gromyko um die Etablierung der UNO erwarb, wo er ab 1946 Delegierter war, um die „Friedensordnung“ bzw. „Rechtsordnung“ in der Zeit des Kalten Krieges sowie auch um die Begrenzung des Rüstungswettlaufs. Zwar habe man ihn im Westen „Mr. Net“ genannt, aber letztlich habe Gromyko von seinen westlichen Partnern wesentlich mehr „Nos“ gehört, da die sowjetische Seite erheblich mehr Vorschläge und Angebote unterbreitet habe (S. 87). So sei auch das Europäische Sicherheitssystem, das 1975 in Helsinki vereinbart wurde, eine Initiative Gromykos gewesen,

die er bereits 1954 Molotov vorgelegt habe und für deren Durchsetzung die Sowjetunion dann 21 Jahre gekämpft habe (S. 66). Entscheidend war die Professionalisierung der Außenpolitik und Diplomatie unter Gromyko, der sich nicht nur um die Kaderschmiede, das MGIMO, kümmerte, sondern auch 1974 die Diplomatische Akademie gründen ließ. Er habe sich stets für eine theoretisch-methodisch fundierte, historisch informierte Außenpolitik stark gemacht. Zu seinen goldenen Regeln der Diplomatie gehörte das nüchterne Urteilen, die genaue Kenntnis seines Gegenübers, eine perfekte Vorbereitung auf jedes Treffen und die wohl dosierte Offenlegung der eigenen Karten. Entsprechend galt und gilt er den einen als harter und asketischer Apparatschik, den anderen als feinsinniger und versierter Politiker mit Prinzipien (S. 8). Seine Gabe, stets vorausschauend zu agieren, brachte ihn dazu, 1985 Gorbachev zu unterstützen und ihn an die Macht zu bringen – ein Verdienst, das bei einigen seiner selbsternannten Biographen heute durchaus als sein größter Fehler angesehen wird, wie einer der Diskutanten anmerkt (S. 77). Interessant ist, dass alle der Festredner die Geschichte der russisch-sowjetischen Außenpolitik als eine einzige Kontinuitätslinie sehen, in der es weder 1917 noch 1991 einen entscheidenden Bruch gegeben habe. Mehrere Redner bestreiten, dass die Außenpolitik der Sowjetunion ideologisch bestimmt gewesen sei. Sowohl sein Sohn Anatolij als auch A. A. Besmertnyč, Außenminister 1991, betonen, obwohl Gromyko sich selbst als Kommunisten bezeichnete und an den Sozialismus glaubte, sei seine Außenpolitik von den gleichen nationalen Interessen wie vor 1917 bzw. nach 1991 bestimmt gewesen. Mehr noch, er habe es nicht leiden können, wenn sich die „Ideologen“, wie Chruščev, in „seine“ Außenpolitik eingemischt hätten (S. 29). Besmertnyč betont, dass unter Gromyko die Außenpolitik vom Außenminister und seinen Diplomaten gemacht und dann vom Politbüro nur noch abgenickt worden sei. Das ist eine These, die unbedingt untersucht werden sollte, zumal der Gromyko-Sohn sie gleich widerlegt, indem er mehrere Beispiele anführt, dass sich die „politischen Führer“ leider nicht kontrollieren ließen und Chruščev, Brežnev und Gorbachev immer wieder an Gromyko vorbei ihren eigenen Weg in der Außenpolitik gingen: Chruščev, als er 1960 den Pariser Gipfel platzen ließ und 1962 die Kuba-Krise provozierte, Brežnev, als er an den USA vorbei direkte

Verhandlungen mit Kanzler Willy Brandt aufnahm, Gorbachev, als er auf einen Schlag alle Positionen der Sowjetunion in Zentral- und Osteuropa aufgab (S. 26 f).

Den einzig wirklich bemerkenswerten Beitrag liefert der Botschafter B. D. Pjadyšev, der beschreibt, dass die Welt des Außenministeriums (MID) unter Gromyko hermetisch abgeschlossen war und ein „Biotop“ von Kadern darstellte, das er mit Argusaugen überwachte und mit Zähnen und Klauen gegen alle Konkurrenten, auch gegen Kosygin und Podgornyj, wildentschlossen verteidigte. Als er selbst, Pjadyšev, Assistent des Premiers Kosygin wurde und sich anheischig machte, sich mit Außenpolitik zu beschäftigen, bekam er sofort einen Anruf aus dem Außenamt, er solle sich mit „Erntefragen, Milchpro-

duktion oder Stahlhütten“ beschäftigen, aber um die Außenpolitik kümmern sich andere (S. 74). Entsprechend seien der „Pogrom“ bzw. die „Repressionen“ gegen Gromykos Leute ausgefallen, als Ševardnadze ins Amt kam (S. 76 f). Dies ist ein sehr wichtiger Hinweis auf die unter Brežnev florierende Clan-Politik und die Beseitigung bzw. Abrechnung mit all seinen Klienteln nach seinem Tod bzw. der Demission anderer mächtiger Gefolgsleute.

Es wäre immerhin ein Verdienst dieser Festschrift, wenn auf Grund dieses Beitrags in Zukunft eine Studie über Gromykos Herrschaftssystem im MID und seine Kultur der Außenpolitik entstehen würde.

Susanne Schattenberg, Bremen

FEDOR A. GUŠČIN, SERGEJ S. ŽEBROVSKIJ: Plennye generaly Rossijskoj imperatorskoj armii 1914–1917. [Generäle der kaiserlichen russländischen Armee in Kriegsgefangenschaft 1914–1917.] Moskva: Russkij put', 2010. 383 S., 16 Abb. ISBN: 978-5-85887-364-8.

Im Zeichen des bevorstehenden 100-jährigen Jubiläums des Ersten Weltkriegs registriert man im heutigen Russland eine bemerkenswerte und scheinbar eindeutige Tendenz zur Veränderung in der Erinnerungskultur. An die Stelle des vermeintlich „vergessenen Krieges“ rückt eine Glorifizierung der russischen Armee im Großen Krieg, die sich in zahlreichen Veranstaltungen und Genres widerspiegelt, sei es die von den staatlichen Institutionen inspirierte Gründung einer Erinnerungsgesellschaft oder die Eröffnung von Gedenkstätten und -tafeln für die „gefallenen Helden“ in Russland und in Europa, oder seien es Filme und Fernsehserien usw. Das vorliegende Buch von zwei Historikern, Fedor Guščin und Sergej Žebrovskij, scheint ein organischer Teil dieser Tendenz zu sein sowie eines in Russland grundsätzlich vorhandenen Interesses für die klassische Militärgeschichte und -archäologie (siehe z.B. mehrere enthusiastische Runet-Projekte der letzten Jahre).

Im ersten, kürzeren Teil beschreiben die Autoren die Umstände der Gefangennahme von Mitgliedern der russischen Militärelite am Beispiel massenhafter Fälle von Gefangennahme, die Situation in den Lagern, die Rückkehr aus der Gefangenschaft und das weitere Schicksal der Generäle. Im zweiten, größeren Teil versuchen die Autoren 66 Biographien von Generälen zu rekonstruieren. Der fragmentarische Zustand der Quellen erlaubt es jedoch nicht, Lebenswe-

ge und Karrieren vollständig zu rekonstruieren sowie viele nur flüchtig erwähnte, aber interessante Sujets im Detail zu beschreiben. Als Beispiele seien Konflikte zwischen ehemaligen Kampfkameraden hinter Stacheldraht (L. Kornilov versus E. Martynov, G. Jonson versus P. Bulgakov usw.) genannt, der Übertritt zu einer anderen Konfession, wie ihn etwa General Bäumelburg 1916 in Gefangenschaft vollzog, oder Beziehungen mit Gefangenen der Westmächte. Aus der ersten Annäherung an den Text ergibt sich die Frage nach dem gewählten chronologischen Rahmen. Außer Frage markiert das Jahr 1917 das Ende der Existenz der kaiserlich-russischen Armee, es spielt aber weder für den Status der kriegsgefangenen Generäle (die meisten wurden 1918 aus den Lagern entlassen) noch für die Analyse selbst, die bis in die spätere Zwischenkriegszeit hineinreicht, eine Rolle.

Die Autoren leisteten eine beachtliche Pionierarbeit, was die Recherche und Auswertung von den unzähligen Archivalien, Memoiren und Handbüchern angeht. Ihnen ist es gelungen, die in der Fachliteratur vorhandenen Ungenauigkeiten zu klären, die insbesondere mit der unkorrekten Übersetzung von russischen Namen sowie der Lückenhaftigkeit der Statistik zusammenhängen. Die Autoren kommen zu dem bemerkenswerten Schluss, dass die russische Armeeführung, die auf die massenhaften Verluste an kriegsgefangenen Generälen nicht vorbereitet war, enorm lang nach einem passenden Handlungsrahmen suchte – nach amtlichen Formulierungen, Rechtsnormen und Deutungsmustern, die der Gesellschaft die neue Erfahrung vermitteln und erklären sollten. Dies führte zur Verschleierung von Fakten, Zahlen, Namen und Umständen. Bemerkenswert ist daher der Versuch der Autoren, wichti-

ge Zusammenhänge gerade aus der Statistik zu erklären.

Doch in der ausschließlich positivistischen Beschreibung sind die neuesten methodologischen Zugänge außer Acht geblieben, die sich mit der Textanalyse, der Gedächtniskultur und der akteursbezogenen Perspektive beschäftigen. Dies führt leider zu einer unkritischen Wahrnehmung von Memoiren, die im russischen Exil publiziert wurden und von Rechtfertigungsnarrativen geprägt waren (S. 30, 49 usw.). Ihre Schwarz-Weiß-Betrachtung des Untersuchungsgegenstandes in den Kategorien des (fehlenden) Heldentums verführt die Autoren zu einer selektiven Zitierung der Fachliteratur. Bei der Beschreibung der negativen Seiten des deutschen Lagersystems werden insbesondere die schon breit bekannten Fakten von der privilegierten Lage der Offiziere, insbesondere der Generäle, im Vergleich zu den Soldaten außer Acht gelassen. Den Leser dieses

sich als wissenschaftliche Analyse präsentierenden Buches wundert zudem die sehr auffällige Selbstidentifizierung der Autoren mit dem Untersuchungsgegenstand. So reden die Autoren ständig von „unserem Heer“, „unserer Landwehr“ sowie sogar von „unseren Gegnern“ und benutzen ohne Reflexion und Erklärung den Quellenbegriff „Germanen“ (*germancy*).

Abschließend ist jedoch festzustellen, dass trotz aller methodischen Schwächen und des patriotischen Pathos der Semantik das vorliegende Material zweifellos sehr hohes Erkenntnispotential beinhaltet. Um es nutzbar zu machen, bräuchte man eine breitere analytische Kontextualisierung der Kriegsgefangenschaft als eines der Phänomene, das die „Urkatastrophe des Jahrhunderts“ in der Erinnerung mit ausgemacht hat.

Oxana Nagornaja, Čeljabinsk

VLADIMIR P. JAMPOL'SKIJ: „... Uničtožit' Rossiju vesnoj 1941 g. ...“ (A. Gtler, 31. ijulja 1940 goda). Dokumenty specslužb SSSR i Germanii. 1937–1945 gg. [... Russland im Frühling 1941 vernichten ...“ (Hitler am 31. Juli 1940). Dokumente der Geheimdienste der UdSSR und Deutschland 1937–1945.] Moskva: Kučkovo pole, 2008. 656 S. ISBN: 978-5-901679-31-9.

Vladimir Jampol'skij, der beinahe ein halbes Jahrhundert für das sowjetische Militär und den sowjetischen bzw. russischen Geheimdienst gearbeitet hat, besitzt seit Jahrzehnten Zugang zu den brisantesten und interessantesten Quellen zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs. Im Zentralarchiv des FSB ist er zuhause: Aus den dortigen Beständen, die „normalen“ Historikern versperrt bleiben, kann er aus dem Vollen schöpfen. Auch wenn es sich bei seinem Buch im Grunde um einen Sammelband handelt, in dem Jampol'skij seine Artikel aus den letzten 20 Jahren zum Thema des deutsch-sowjetischen Kriegs und vor allem zu dessen Anfangszeit erneut abdrucken lässt, werden gerade die hier enthaltenen langen Quellenzitate aufmerksame Leser finden, die keinen Zugang zu dem Zentralarchiv des russischen Geheimdienstes haben. Für deutschsprachige Leser wird etwa ein Drittel der Quellentexte interessant sein, denn der Rest sind ins Russische übersetzte Zeugnisse deutscher Herkunft: bekanntere Dokumente wie der Plan „Barbarossa“ oder etwa weniger bekannte Weisungen der Militär- oder der NS-Partei-führung hinsichtlich des Umgangs mit der Zivilbevölkerung in der Sowjetunion (so in Bezug auf die

Blockade Leningrads). Daneben besteht jedoch trotz einer Fülle an höchst interessanten Quellen die Frage: Warum dieses Buch? Der Autor hat eine klare Vorstellung. Er hofft, dass die hier veröffentlichten Dokumente von den Regierungen der baltischen Staaten zur Kenntnis genommen würden. Dann nämlich würden diese mehr lernen über die estnische, lettische und litauische Beteiligung an den Verbrechen der Deutschen im Osten; und dies würde dann die Politiker auch zu einer „eher konstruktiven Politik“ in ihrer Beziehung gegenüber ihren russischsprachigen Einwohnern und bezüglich ihrer eigenen Vergangenheitsbewältigung führen (S. 10). Handelt es sich folglich um eine Quellendokumentation als Instrument heutiger Geschichtspolitik?

Jampol'skij bewegt diese Frage; er arbeitet sich sozusagen am Baltikum immer wieder ab. Doch besonders bei den das Baltikum betreffenden Dokumenten geht Jampol'skij oberflächlich vor: Die Einführungen in die Quellen sind entweder zu dürftig, suggestiv-rechthaberisch (etwa S. 338 f) oder zweifelsohne fragwürdig (S. 345). Es ist schrecklich, was einige Litauer ihren jüdischen Mitbewohnern antaten, indem sie sich selbst aktiv am Holocaust beteiligten (S. 325–330). Die Frage drängt sich aber untermweg auch an den Autor auf: Rechtfertigt dies etwa die zuvor vollzogene sowjetische Besetzung auf der Grundlage des Hitler-Stalin-Pakts und die ab 1944 erfolgte „Befreiung“ durch die Rote Armee und somit die zweite Besetzung des Baltikums?

Generell fehlt dem Buch leider eine Systematik: Jampol'skij reiht seine in verschiedenen, meist in militärhistorischen Fachzeitschriften veröffentlichten

Beiträge aneinander. Seine Kommentare können oft übersprungen werden, denn die Dokumente sprechen für sich. Lesenswert sind etwa die versammelten Verhörprotokolle: So des Deutschen Rainer Olzsch über die „Arbeitsgemeinschaft Turkestan“, die aus den von der Wehrmacht gefangengenommenen, aus Zentralasien stammenden Rotarmisten eigene Militärverbände zusammenstellte und deutschfreundliche Propaganda betrieb (S. 275–286); so das Verhör des Letten Bruno Tone über die Beteiligung der Letten am Kampf gegen die Rote Armee (S. 290–309); so die Verhöre des sowjetischen Generals Dmitrij G. Pavlov, der als Sündenbock für die Anfangsniederlagen der Sowjetarmee ausfindig gemacht und deswegen verurteilt und hingerichtet wurde (S. 454–516).

Auch fasziniert die Fülle der hier abgedruckten Warnungen, die die Führung der Sowjetunion seit 1940 erreichten, sich auf einen deutschen Überfall vorzubereiten (404–453).

Letztlich liegt somit ein Buch vor, das dankenswerterweise die Artikel Jampol'skijs bündelt und dadurch eine informative Quellenedition über den Beginn des Großen Vaterländischen Kriegs liefert. Doch Kritik bleibt bestehen: Dem Rezensenten scheint es, als ob die Quellen zum Baltikum nicht angemessen kontextualisiert worden seien und dass somit bewusst mit den überlieferten Zeugnissen eine politische Botschaft transportiert werden soll.

Jörn Happel, Basel

DÓNAL O'SULLIVAN: Dealing with the Devil. Anglo-Soviet Intelligence Cooperation During the Second World War. New York [usw.]: Lang, 2010. XII, 337 S., Kte., zahlr. Abb., Tab. = Studies in Modern European History, 63. ISBN: 978-1-4331-0581-4.

Einige Wochen nach dem Angriff Nazi-Deutschlands auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 schlossen sich die ideologischen Kontrahenten Großbritannien und Sowjetunion zusammen, um ihren gemeinsamen Feind, das nationalsozialistische Deutschland, zu bezwingen. Ihre Kollaboration war pragmatischer Natur. Ähnlich wie die sowjetisch-amerikanische Kooperation brach auch sie ziemlich abrupt mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und dem Beginn des Kalten Krieges ab. O'Sullivan konzentriert sich in seiner enthüllenden Monographie auf einen wesentlichen Aspekt dieser Zusammenarbeit, nämlich auf die des britischen und sowjetischen Geheimdienstes, ein Bündnis, das er als „dealing with the devil“ umschreibt.

Die britisch-sowjetische Geheimdienstkooperation bestand zwischen dem NKVD (*Narodnyj komissariat vnutrennich del*) und dem SOE (*Special Operations Executive*). Beim SOE handelte es sich um eine 1940 gegründete geheimdienstliche Institution, die vom eigentlichen britischen Geheimdienst SIS (*Secret Intelligence Service*) isoliert war (S. 6). Der NKVD befand sich zu Beginn der Kooperation mit der SOE ebenfalls in einem nicht besonders guten Zustand. Während der wenige Jahre zurückliegenden Terrorwelle hatte er mehrere seiner besten Mitarbeiter verloren (S. 41, 105). Darüber hinaus war der NKVD bis 1941 keine besonders einflussreiche und angesehene Institution innerhalb des sowjetischen Apparats. Selbst Stalin vertraute bis zum Moment des Angriffs

am 22. Juli 1941 mehr Hitler als dem NKVD, dessen Warnungen er schlichtweg ignorierte und damit den Tag des Angriffes unvorbereitet und überrascht erlebte (S. 23–24).

Die britisch-sowjetische Zusammenarbeit erwies sich als eine große Herausforderung für beide Seiten. Zwar ermöglichte sie es den Geheimdiensten, relevantes Wissen über die jeweils andere Seite für den Kalten Krieg zu sammeln, O'Sullivan deutet jedoch bereits auf der ersten Seite ihren wenig erfolgreichen Verlauf an: „documents indicate small successes and serious failures.“ Beide Seiten erwarteten zu viel voneinander und waren nicht bereit, das extreme Misstrauen zu überwinden, selbst dann nicht, wenn es um das Leben ihrer gemeinsamen Agenten ging (S. 277).

Der Gestapo gelang es, die meisten der nicht genügend vorbereiteten Agenten gefangen zu nehmen, und sie als Köder für weitere sowjetische und westliche Agenten zu benutzen oder mit ihrer Hilfe die sowjetischen und britischen Zentralen zu täuschen. Im Februar 1943 soll die Gestapo mehr über die sowjetischen Agenten gewusst haben als selbst das mit diesen zusammenarbeitende SOE (S. 89–90). Auch deshalb schwiegen beide Seiten nach dem Krieg über ihre gemeinsame Geschichte. Darüber hinaus stilisierte man die toten Geheimagenten zu Märtyrern des Sozialismus und benannte Schulen und Jugendorganisationen nach ihnen. Dies machte zum Beispiel die DDR mit dem in Berlin geborenen britisch-sowjetischen Agenten Bruno Kühn. Nach der DDR-Mythologie starb dieser „Held“ in Weißrussland im heroischen Kampf an der Seite der Partisanen gegen die Nazis. Die tatsächliche Geschichte über seine Exekution in Brüssel am 6. Juli 1944, ein Jahr nach seiner Verhaftung durch die Gestapo, blieb unbekannt (S. 2, 143–159).

Die 34 Agenten der britisch-sowjetischen Hauptaktion „Pickaxe“, die von September 1941 bis Mai 1944 lief, kamen aus der Sowjetunion. Sie wurden zunächst in der Nähe von Moskau ausgebildet, dann mit den Flugzeugen des SOE in verschiedenen Ländern, die sich unter deutscher Okkupation befanden, mit Fallschirm abgesetzt. Ihre Lebenserwartung lag zwischen vier Tagen und acht Monaten nach der Landung (S. 288). Unter den britisch-sowjetischen Agenten gab es viele kommunistische Veteranen des spanischen Bürgerkrieges und Kommunisten aus verschiedenen westeuropäischen Ländern, die in die Sowjetunion ausgewandert waren (S. 73–78, 106). Bei der Suche nach Agenten für diese wie auch andere Aktionen richtete sich der NKVD nicht nach dem Prinzip der Freiwilligkeit. Die Kandidaten kannten das sowjetische Regime gut genug, um dem Verfahren nicht zu widersprechen (S. 117). Die Art des Umgangs mit den Agenten bildete einen enormen Unterschied zwischen dem sowjetischen und dem britischen Geheimdienst. Dies wirkte sich entsprechend auf das Selbstverständnis, die Motivation und das Handeln der Agenten aus (S. 297–298). Nur äußerst wenige sowjetische Agenten konnten ein so komfortables Leben führen wie der britische Agent George Hill, der zwischen 1941 und 1945 in Moskau lebte und unter der Aufsicht des NKVD eine besondere Beziehung zu dieser Stadt und ihren schönen Frauen aufbaute (S. 52–68).

Am engsten gestaltete sich die britisch-sowjetischen Kooperation in Teheran, wo das britisch-sowjetische Team verhinderte, dass die lokale Bevölkerung die Loyalität wechselte, eine prodeutsche Regierung etablierte und Nazi-Deutschland im

Krieg unterstützte. Ebenso soll das britisch-sowjetische Team angeblich ein Attentat auf Roosevelt, Stalin und Churchill auf der Konferenz in Teheran verhindert haben, wobei nicht eindeutig bewiesen ist, ob die Deutschen dieses tatsächlich planten (S. 195–204, 290). Eine der spannendsten, aber auch am wenigsten erfolgreichen Aktionen mit dem Namen „Mamba“ bestand darin, die russische Kollaboration mit den Deutschen, vor allem in Gestalt von Andrej Vlasovs Russischer Befreiungsarmee, zu „stehlen“ und sie im Kampf gegen Deutschland zu benutzen (S. 215–237).

O’Sullivan’s Monographie basiert auf Dokumenten, die teilweise erst 2008 entsperrt wurden (S. 11). An mehreren Stellen gibt der Autor zu, dass noch nicht entspernte Archivalien mehr Licht auf die Frage des immer noch vernebelten Themas werfen könnten (S. 282). Er sensibilisiert auch die Leser und andere Historiker für die allgemeinen Probleme der Geheimdienstgeschichte: „Scholars studying intelligence history always need to be cautious because the institutions involved have a keen interest in writing their own history.“ Seinen aufmerksamen und feinen Umgang mit der Geheimdienstvergangenheit erwies O’Sullivan unter anderem am Fallbeispiel der „Roten Kapelle“, die als solche, wie er beweist, nicht existierte und nur durch den Jargon der Abwehr zu einer kohärenten Einheit konstruiert wurde, um danach als ein quasi mythologischer Begriff nicht nur von Politikern, sondern auch von Geheimdiensten und Geheimdiensthistorikern benutzt zu werden (S. 252, 290–294).

Grzegorz Rossoliński-Liebe, Berlin

TAT’JANA MARČENKO: Russkie pisateli i Nobelevskaja premija (1901–1955) [Russische Schriftsteller und der Literaturnobelpreis (1901–1955)]. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2007. 626 S. = Bausteine zur Slavischen Philologie und Kulturgeschichte. Reihe A: Slavistische Forschungen, 55. ISBN: 978-3-412-14006-9.

Am 10. Dezember 1933 versammelten sich im prächtig geschmückten Konzerthaus der schwedischen Hauptstadt Stockholm Mitglieder der Königsfamilie, Angehörige des Königshofes, Vertreter des diplomatischen Korps sowie der politischen, wissenschaftlichen und kulturellen Elite Schwedens. Den Anlass für die Zusammenkunft eines derart hoch angesehenen Publikums war die wieder anstehende Aushändigung des Nobelpreises an die Preisträger. Einer von ihnen war in jenem Jahr Ivan Alekseevič Bunin.

Bunin war der erste russische Schriftsteller, der den Nobelpreis für Literatur bekam. Doch er war nicht die einzige literarische Größe Russlands, die bis dahin für diesen Preis nominiert worden war. Die „Nobelpreisschicksale“ von Lev Tolstoj, Dmitrij Merežkovskij, Maksim Gor’kij, Ivan Šmelev, Ivan Bunin, Mark Aldanov und Peter Krasnov sind das Thema des vorliegenden Buches. Sein umfangreichstes Kapitel ist verständlicherweise Ivan Bunin gewidmet, dem einzigen russischen Schriftsteller, der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts den Nobelpreis für Literatur tatsächlich erhielt.

Marčenko’s Buch belässt es jedoch nicht bei diesem Thema. Die Autorin weitet ihre Fragestellung auf den Bereich der interkulturellen Beziehungen zwischen Russland und Schweden beziehungsweise zwischen Russland und Europa aus. Die Positionen und Stellungnahmen der Gutachter und Mitglieder

des Nobelpreiskomitees werden von Marčenko als eine Art „Lackmustest“ für die Wahrnehmung der russischen Literatur und des „Russentums“ (*russkost*) in Schweden durch Träger einer „schwedischen Mentalität“ betrachtet. Tatjana Marčenkos Studie ist das Ergebnis umfassender Recherchen, vor allem in den Archiven des Nobelpreiskomitees der schwedischen Akademie der Wissenschaften. Ihre deskriptiven Seiten sind zugleich ihre stärksten – jene Seiten, auf denen die Autorin die Geschichte der Nominierung der russischen Schriftsteller rekonstruiert, wobei sie mit feinsinnigen Beobachtungen zu Persönlichkeit und Schaffen der einzelnen Kandidaten (zum Beispiel Ivan Šmelevs) aufwartet, die sie mit einer Liebe zum Detail und zur faktographischen Dichte verbindet.

Doch der Versuch, die „Nobelpreisgeschichte“ der russischen Schriftsteller als ein Dokument der interkulturellen Kommunikation zwischen Russland und Schweden zu interpretieren, erweckt den Eindruck, als erliege Marčenko dabei der Macht eines nationalen, ja nationalistischen Diskurses, der sich in Russland in jüngster Zeit zunehmend auch der Geschichtswissenschaft bemächtigt. Gemeint ist jene Spielart des nationalen Konservatismus, die auf eine messianische „russische Idee“ und einen starken Staat setzt und in der Einstellung „des“ Westens zu Russland permanent „Feindseligkeit“ vermutet. Zentrale Begriffe der Autorin sind keine wissenschaftlichen Kategorien, sondern eher Versatzstücke einer nationalen oder nationalistischen Imagologie. Jedenfalls wahrt sie keine nüchtern-kühle Distanz zum Untersuchungsgegenstand. Sie operiert wie selbstverständlich mit Begriffen wie „russische Mentalität“ (S. 201), attestiert Bunin eine „echte russische Seele“ (S. 488) und sieht in Gor'kij's „Kindheit“ den „wilden russischen Freiheitsgeist“ (*russkaja vol'nica*) am Werke. Im Vergleich mit der „russischen Mentalität“ kann die „schwedische Mentalität“ (S. 469) nur verlieren. Die Schweden seien „provinziell“ (S. 588), hätten kein leidenschaftliches Temperament (S. 102), seien „gefühlskalt“ (S. 119), selbst wenn sie „an der Riviera logierten“ (S. 435), und überhaupt dächten sie mehr über ihren „Sommerurlaub“ nach (S. 160) als über „erhabene“ und „ernste“ Dinge. Darüber hinaus seien „die“ Schweden „konservativ“ und „Träger eines bourgeois Geistes“ (S. 261). Was könne man, so scheint die Autorin dem Leser suggerieren zu wollen, vom Gutachter des Nobelpreiskomitees für slawische Literaturen, Anton Kalgren, an Verständnis für Russland und die russische Literatur schon erwarten, wo er doch Protestant sei? Nicht minder seltsam mutet die Bemerkung der Autorin

über den Schriftsteller Oscar Levertin an, den sie als Juden freispricht von dem angeblich für „alle Schweden“ typischen „verletzten Nationalgefühl“, was ihr Verhältnis zu Russland betreffe (S. 109).

Problematisch wird das Verfahren vor allem dort, wo Marčenko von konkreten Personen in ihrer Funktion als Gutachter und Komiteemitglieder abstrahiert und sie an anderer Stelle des Buches unversehens mit einem nicht näher definierten „Westen“ (S. 136, 160) oder einem ebenso abstrakt bleibenden „Europa“ (S. 165) gleichsetzt. Als Erklärung für die Haltung des Nobelpreiskomitees zu den russischen Schriftstellern wird dann – zwar nicht ausschließlich, aber immer wieder – ein grundsätzliches, ein „angeborenes“ Missverständnis gegenüber dem „Russentum“ in Schweden, eine „Fremdheit“ der „russischen Mentalität“ für die „schwedische Mentalität“, ein permanenter russisch-schwedischer „Antagonismus“ bemüht, der angeblich seit dem XVIII. Jahrhundert, das heißt seit Peter dem Großen, bestehe. Er sei einer der Gründe für die Ablehnung Tolstojs (S. 109), Merežkovskijs (S. 125, 133–135), Gor'kij's (S. 197, 201, 452) oder Šmelevs (S. 283) bei der Vergabe des Nobelpreises gewesen. Umgekehrt, so Marčenko, habe Bunin den Gutachtern und Mitgliedern des Nobelpreiskomitees mit seiner negativen Sicht auf Russland imponiert (S. 391, 452). Die Ablehnung eines russischen Schriftstellers als Preiskandidat wird von Marčenko stets nicht nur als ein Beschluss über eine konkrete Person, sondern ebenso als nationale Entscheidung gesehen, die gegen Russland als nationale Gemeinschaft gerichtet gewesen sei: Die „Beschlüsse des Nobelpreiskomitees verströmten jahrzehntelang einen Geist der Feindseligkeit gegenüber Russland“ (S. 109), so die Autorin, und im Falle Merežkovskij spricht sie sogar von einem „antirussischen Ausfall“ (*antirusskij vypad*) des Komiteegutachters Jensen (S. 125–126). Generell gelte, dass nur das jeweilige „Nationalbewusstsein“ (*nacional'noe soznanie*) in die Lage versetze, die „heimatliche Literatur“ (*rodnaja literatura*) „angemessen“ zu bewerten (S. 75); das Verstehen von Bunins literarischer Welt sei für „alle schwer“, die nicht mit ihr (gemeint ist: der „russischen Welt“) „durch Blutsbande“ verbunden seien (S. 391); was generalisiert und im Umkehrschluss heißt: Ein angeborenes „Russentum“ ist Vorbedingung für ein adäquates Verständnis der russischen Literatur; oder noch genereller: Für das „westliche Bewusstsein“ seien „Russland“ und der „russische Nationalcharakter“ schlichtweg „unbegreiflich“ (S. 109)!

Andererseits kann der Leser Marčenkos Ausführungen auch entnehmen, dass Merežkovskij keines-

wegs nur wegen seines „Russentums“ den Nobelpreis nicht bekam; die Hauptgründe andere waren (S. 162). Und das ausschlaggebende Moment für die Preisverleihung an Bunin waren nicht seine „anti-russischen“ Äußerungen, sondern die hohe Bewertung seines künstlerischen Könnens war, die Tatsache, dass er die „Traditionen des klassischen russischen Realismus“ fortsetzte (S. 69). Was das „angeborene“ Russentum als Vorbedingung für ein „Verstehen“ der russischen Literatur angeht, so ist damit nicht recht in Einklang zu bringen, dass Lev Tolstoj, wie Marčenko an anderer Stelle selbst berichtet, in bestimmten Kreisen der russischen Öffentlichkeit weder verstanden noch anerkannt wurde (S. 108). Schließlich stellt sich die Frage, von welcher grundsätzlichen Animosität zwischen dem „europäischen Westen“ und dem „russischen Osten“ die Rede sein kann, wenn Vertreter der schwedischen Kulturelite Widerspruch gegen die Ablehnung des Nobelpreiskandidaten Tolstoj einlegten (S. 93); wenn „westliche“ Schriftsteller und Gelehrte russische Autoren mehrfach für den prestigeträchtigen Preis vorschlugen (S. 48, 96, 148); wenn „westliche“ Slavisten eine beachtliche Nobelpreis-Kampagne für Bunin auf die Beine stellten (S. 349–362); wenn russische Schriftsteller, selbst solche, die sich wie Merežkovskij eines negativen Urteils über das „Russentum“ nicht verdächtig gemacht hatten (S. 207), bei Lesern aus der intellektuellen Elite und der Mittelschicht des nämlichen „Westens“ auf Zuspruch stießen.

Vermutlich hätte man die (zweifelloso vorhandenen) Grenzen der Wahrnehmung und des „Verstehens“

der russischen Schriftsteller bei den schwedischen Gutachtern in ihrer politischen und kulturellen Bedingtheit durch eine genauere Analyse ihres Russland-Bildes aufzeigen können, ohne Exkurse in das Gebiet der nationalen Metaphysik zu unternehmen und mit Pauschalkonstruktionen der nationalen Mythologie – wie einer „angeborenen Unterschiedlichkeit“, einer „Fremdheit“ und sogar „Feindseligkeit“ zwischen „russischer“ und „schwedischer Mentalität“ – zu operieren, wodurch das Problem des „Nicht-Verstehens“ beziehungsweise des „Missverstehens“ der russischen Literatur in Schweden aus einem Problem der politischen Orientierung, der politischen Interessen und der kulturellen Sozialisation zu einem Problem „primordial“ verstandener Nationalität wird. Auf der Suche nach einer Erklärung dafür, warum ein russischer Schriftsteller beim westeuropäischen Lesepublikum nicht ankam, hätte es nahegelegen, den literarischen Markt, die zeitgenössischen Diskurse und die Leseinteressen in den einzelnen europäischen Ländern genauer unter die Lupe zu nehmen. Schade, dass dies nicht geschehen ist, weil das Grundanliegen des Buches durchaus Beachtung verdient als Versuch, den Leser für die kulturelle Rolle der russischen Literatur und der russischen Schriftsteller in den (west)europäischen Ländern zu sensibilisieren, und den übertriebenen „Eurozentrismus“ ihrer kulturellen Institute – wobei Europa mit dessen Westen gleichgesetzt wird – zu problematisieren.

Lilia Antipov, Erlangen

DYNNIKOVA, IRINA: Morozovskij chor v kontekste staroobrjadčeskoj kul'tury načala XX veka + CD. [Der Morozov-Chor im Zusammenhang der altgläubigen Kultur vom Anfang des 20. Jh. + CD.] Moskva: Indrik, 2009. 440 S., Fotoabb. ISBN: 978-5-91674-055-4.

Noch heute kennt man die Familie Morozov als Altgläubige, Textilfabrikanten und Kunstsammler aus der Zeit vor der Russischen Revolution. Doch kaum jemand weiß, dass einst auch ein Altgläubigenchor mit bis zu 500 Mitgliedern, einem anerkannt hohen Niveau und einer bedeutenden Konzerttätigkeit den Namen Morozov trug. Irina Dynnikova hat eine Vielzahl von Quellen zu diesem Ensemble zusammen getragen und in ihrer 2008 eingereichten Dissertation unter historischen wie musikwissenschaftlichen Gesichtspunkten ausgewertet. Entstanden ist eine sehr dichte Erzählung über das „Goldene Jahr-

zehnt“ der Altgläubigen zwischen dem Toleranzedikt von 1905 und 1917.

Die chronologisch gegliederte Darstellung beginnt mit den Auswirkungen des Toleranzedikts von 1905. Während vorher die religiösen Aktivitäten weitgehend in den Untergrund verbannt waren, konnte sich nun das aufgestaute Potential der Altgläubigen ungehindert entfalten. In kurzer Zeit entstanden ein Lehrerseminar, zahlreiche Kirchenschulen und über 1000 Kirchen und Gebetshäuser.

Die Morozovs hatten als großzügige Mäzene und Stifter von rund hundert Kirchen einen beträchtlichen Anteil an diesem Aufschwung. Das zweite Kapitel zeigt, wie die Familie ihr sagenhaftes Vermögen erwarb und sich in fünf Zweige aufspaltete. Als Begründer der Dynastie gilt der Leibeigene Vasilij Morozov, der 1797 bei Bogorodsk (heute: Noginsk) eine Seidenweberei eröffnete und diese dank der Aussteuer und Mitarbeit seiner Frau zum Blühen brachte. Sein Sohn Savva kaufte sich frei und stieg zum

Kaufmann der ersten Gilde auf. Die Enkel begründeten fünf eigenständige, jeweils nach dem Stammvater benannte Familienzweige, die unterschiedlichen Ausrichtungen des Altgläubigentums angehörten. Am meisten dem Bild der radikalen Altgläubigen entsprachen die Vikuloviči, die als priesterlose Pomorcy die religiösen Vorschriften strenger und wortgetreuer befolgten als andere altgläubige Gruppierungen. Die Abramoviči traten hingegen zunächst zum „Einglauben“ (*Edinoverie*), später ganz zur Russisch-Orthodoxen Kirche über. Dazwischen befanden sich die Familien Timofejs, Zachars und Ivans, die alle der priesterlichen altgläubigen Hierarchie von Belokrinica angehörten.

Mochten die religiösen Gegensätze spaltend wirken, so wurde die Familie durch das gemeinsame Engagement im selben Wirtschaftssektor geeint. Aufgeteilt auf die Standorte Tver', Nikol'sk (heute: Orechovo-Zuevo) und Bogorodsk besaßen die fünf Zweige prosperierende Textilfabriken. Dynnikova erklärt den wirtschaftlichen Erfolg ähnlich wie Max Weber mit der besonderen Ethik der Altgläubigen und verweist auf zwei zusätzliche Aspekte. Einerseits bildete das Geldanhäufen eine Strategie, bei Verfolgungen heil davon zu kommen. Daraus entwickelte sich andererseits im 18. Jahrhundert die Lehre, dass Arbeit, die zur Stärkung der Gemeinde führe, den Weg zum Seelenheil ebne. Möglicherweise versuchten sich die verschiedenen Familienzweigen deswegen in Wohltätigkeit zu übertreffen. Insgesamt finanzierten sie alleine in Moskau rund 70 öffentliche Bauten, darunter auch das Moskauer Künstlertheater.

Einen Wunsch, sich zu betätigen, verspürten die Morozovs aber nicht nur im Bereich der medizinischen Versorgung, der Bildung, des Kirchenbaus und der Kultur, sondern auch im altgläubigen Kirchengesang, der im dritten Kapitel vorgestellt wird. Dabei geht es um jene Teile der Liturgie, welche die Gläubigen bzw. ein Laienchor während des Gottesdienstes singen. Notiert hatte man diese Lieder mit besonderen, auf die Zeit vor der Kirchenspaltung 1666/7 zurückgehenden Zeichen, den sogenannten *krjuki* (Haken). Diese bezeichnen jedoch nicht die Höhe und Länge eines musikalischen Tones, sondern vielmehr die Übergänge. Sie konnten in der Regel also nur von denjenigen gelesen werden, welche die Melodie bereits kannten. Kirchengesang wurde folglich stärker übers Gehör vermittelt als mit geschriebenen Büchern. Er stellte hohe Ansprüche, denen besonders die abgelegenen Gemeinden ohne ausgebildete Sänger nicht mehr genügten. Diese Defizite blieben nicht verborgen, und es gab intensive

Bemühungen, das Niveau zu verbessern. Nach 1905 entstanden drei Gesangsschulen; dazu finanzierte Arsenij Morozov (1850–1932) aus dem Zweig der Zacharoviči eine sechsbändige Edition der liturgischen Gesänge sowie Konzerte und Schallplattenaufnahmen mit dem ebenfalls von ihm gegründeten Chor.

Dynnikova würdigt dieses Engagement im vierten Kapitel, dem eigentlichen Herzstück ihres Buches. Arsenij Morozov leitete mit dem Grundsatz „Nicht trinken, rauchen, stehlen“ eine Textilfabrik mit bis zu 10.000 Arbeitern. Diese lag in Bogorodsk, einem Zentrum der priesterfreien Altgläubigen, welche die Dörfer der Umgebung besiedelten. Arsenij Morozov soll bei Neuanstellungen vorzugsweise Altgläubige gewählt, an diese aber auch besonders hohe Ansprüche gestellt haben. Für sie unterhielt er ein bis 1905 illegales Gebetshaus, in dem der später nach Arsenij Morozov benannte Chor entstand. Als Gründungsdatum kann man das Jahr 1872 bezeichnen, in dem der Spinnereiangestellte Ivan Fortov das Amt des Chorleiters übernahm und mit der gezielten Auswahl und Ausbildung der Sänger begann. 1907 trat an dessen Stelle Pavel Cvetkov, der ebenfalls keine akademische Gesangsbildung besaß, sondern bereits als Knabe im Chor gesungen hatte und von Fortov geschult worden war. Neben dem Männerchor gab es auch einen Frauenchor, was bei andern Altgläubigen auf heftige Kritik stieß, weil man sich vor den Verfall der Sitten fürchtete und Frauen die Fähigkeit zum Kirchengesang absprach.

Unter Cvetkov nahm der Chor eine erste Konzerteinladung des Moskauer Konservatoriums an, dem bis zu seinem frühen Tod 1911 ein knappes Dutzend weitere folgen sollten. Für Arsenij Morozov bedeuteten die Auftritte eine Gelegenheit, dem Publikum die Schönheit des altgläubigen Gesangs vorzustellen und zu betonen, welche bedeutende Rolle die Altgläubigen als Bewahrer der altrussischen Kultur spielten. Die Altgläubigen hatten im Kirchengesang die Einstimmigkeit beibehalten, während die Staatskirche im 17. Jahrhundert zur melodioser klingenden Vielstimmigkeit gewechselt war.

Die Konzerte lösten bei den Zuhörern gegensätzliche Reaktionen aus. Besonders altgläubige Kritiker betrachteten das Singen auf weltlichen Bühnen als grundsätzlich unzulässig. Sie nahmen auch Anstoß daran, dass der Morozov-Chor gewisse Praktiken des akademischen Konzertbetriebs übernommen hatte. Der Chorleiter wandte den Sängern nicht mehr den Rücken zu, um zum Altar zu blicken, sondern sah diese an, leitete sie mit den Gesten eines Dirigenten und benutzte ein Pult. Als Cvetkov bei einem Ge-

sang um eine Terz von der üblichen Einstimmigkeit abwich, führte dies zu einer weiteren, über ein Jahr dauernden Diskussion in Fachzeitschriften. Andere Zuhörer hingegen erhielten das Gefühl, Einblick in eine vergangen geglaubte Welt gewonnen zu haben, und zeigten sich begeistert vom hohen technischen Niveau der Darbietung. Positives Staunen verursachte nicht zuletzt der Frauenchor. Dessen Auftritt führte dazu, dass ein Rezensent seine Meinung änderte und von einem Gegner zu einem Befürworter von Frauenchören wurde.

Im letzten Kapitel nutzt Dynnikova die überlieferten Schallplattenaufnahmen, um zu untersuchen, wie stark die Gesangsweise des Chors tatsächlich von der altgläubigen Tradition abwich. Nach einer sorgfältigen Analyse spricht die Autorin das Ensemble vom Vorwurf der früheren Kritiker frei und

zeigt, dass es den liturgischen Gesang in allen wesentlichen Punkten vorschriftsgemäß ausführte – jedoch mit so präziser Diktion, lebhaftem Tempo und guten Stimmen, dass sich dies sicher von der damaligen Praxis altgläubiger Gemeinden unterschied. Die beigelegte CD sowie die ausführlichen, manchmal etwas gar exzessiven Quellenzitate machen das Urteil für den Leser vollständig nachvollziehbar. Insgesamt überzeugt die Autorin damit, dass es sich beim Morozov-Chor um die „glänzendste Perle“ des goldenen Jahrzehnts der Altgläubigen gehandelt habe. Damit ist am Lehrstuhl für die Geschichte der russischen Musik des Moskauer Konservatoriums, an dem Ort also, wo der Morozov-Chor 100 Jahre zuvor aufgetreten ist, eine bleibende Hommage entstanden.

Eva Maeder, Zürich

LJUBOV ŽVANKO: Biženstvo pervoji svitovoji vijny v Ukrajinu. Dokumenty i materialy (1914–1918) rr.). [Flüchtlinge in der Ukraine während des Ersten Weltkriegs. Dokumente und Materialien (1914–1918).] Charkiv: CHNAMG, 2009 359 S. ISBN: 978-966-695-133-8.

Die schweren Niederlagen der zarischen Armeen im Ersten Weltkrieg hatten nicht nur erhebliche Geländeverluste und den Rückzug der Truppen aus den westlichen Gebieten zur Folge, sondern waren von Anbeginn an auch von Flüchtlingsströmen sowie Deportationen der sogenannten „inneren Feinde“ in die Tiefen des Russländischen Reiches begleitet. Es war ein neues Phänomen, von dessen Ausmaß die Verantwortlichen in Petrograd genauso überrascht wurden wie fast alle kriegführenden Staaten von der hohen Zahl zu versorgender Kriegsgefangener. Für Russland brachten die großen Flüchtlingsströme eine zusätzliche Belastung der bereits angespannten Versorgungslage und überstrapazierten Transportsysteme mit Auswirkungen, deren destabilisierende Brisanz bis nach Russisch-Turkestan hineinwirkte. Um so erstaunlicher ist es, dass dieser Aspekt des Krieges bisher kaum untersucht und dargestellt wurde. Auch nicht für die Ukraine, wo im März 1918 mehr als 1,4 Mio. Flüchtlinge gezählt wurden, wie die Verfasserin des vorliegenden Buches hervorhebt. Sie will daher mit ihrer Arbeit dieses in Vergessenheit geratene Kapitel der Geschichte der Ukraine im Ersten Weltkrieg zum ersten Mal überhaupt und als ein „soziales Phänomen“ (S. 10) beleuchten. Es geht ihr dabei um die sozialökonomischen und juristisch-administrativen Aspekte des Massenphänomens vom Ausbruch des Krieges bis Dezember 1918, zum Fall

des Skoropads'kyj-Staates, mit dem zugleich der Krieg zu Ende ging.

Der Charkiver Historikerin kommt zunächst das Verdienst zu, mit ihren Recherchen die wichtigsten Archive für das Thema erschlossen und ausgewertet und damit auch einen ersten Pfad für weitere Forschungen aufgezeigt zu haben. Sie nennt acht Archive, die von den zentralen Staatsarchiven in Kiev bis zu den regionalen zwischen Žytomyr, Charkiv und Odessa reichen.

Die von ihr dort eruierten Quellen bestehen zunächst aus Aktenmaterialien, Berichten, Sitzungsprotokollen etc. von Selbstverwaltungsorganen auf Gouvernment- und Kreisebene, die mit der Betreuung der Flüchtlinge beauftragt waren. Sie werden ergänzt durch Presseberichte und Veröffentlichungen von Verwaltungsorganen.

Gegliedert ist der Band in zwei größere Teile. Der Einleitung folgt zunächst eine Analyse und Darstellung zum Stand der Forschung und der bisherigen historiographischen Behandlung des Flüchtlingsproblems, das in der Ukraine bislang – wenn überhaupt – nur auf regionaler Ebene Aufmerksamkeit gefunden hat. Dagegen verweist L. Žvanko zu Recht auf die beachtlichen Forschungsergebnisse, die etwa in Frankreich, Deutschland und Russland, aber auch in Polen oder Weißrussland zum Ersten Weltkrieg überhaupt und zum Flüchtlingsproblem im Besonderen vorliegen. Besser steht es dagegen mit der Untersuchung von Wohlfahrtsorganisationen und Hilfskomitees, zu denen grundlegende Arbeiten auch aus der Feder ukrainischer Historiker stammen. Insgesamt fehlt bisher aber eine Gesamtschau des Flüchtlingsproblems in der Ukraine und dessen Untersuchung im Kontext der Kriegs- und Revolutionsereig-

nisse. Im zweiten, umfassenderen Beitrag unternimmt die Verfasserin einen ersten Versuch, die rechtlichen und institutionellen Voraussetzungen der Flüchtlingspolitik und des praktischen Umgangs mit dem Problem im Russländischen Reich sowie nach den Revolutionen zu untersuchen und zu werten. Hier gelingt es ihr, einen Umriss der Dimension der sozialökonomischen und politischen Herausforderungen deutlich werden zu lassen, mit denen sowohl das Innenministerium des Zarenreiches, speziell dafür geschaffene staatliche und gesellschaftliche Einrichtungen als auch die Behörden und Strukturen der Ukrainischen Zentralrada und des Hetman-Staates konfrontiert waren. Sie kommt dabei zu einer insgesamt positiven Einschätzung der tatsächlichen Leistungen, welche die jeweilige politische Formation seit der Zeit der Zentralrada – auch angesichts revolutionärer Instabilität, rückkehrender Soldaten, ausländischer Intervention und beschränkter ökonomischer Möglichkeiten – zu erbringen hatte. Gleichzeitig verschweigt die Historikerin nicht, dass ihre Analyse nur eine erste Annäherung darstellen kann, die weitere vertiefte Recherchen erfordert. Die ersten Befunde ermutigen dazu.

Der größte Teil des Buches bietet einen Quellenkorpus von 250 Dokumenten und Texten zur Illustrierung der genannten Artikel. Aber nicht nur das: L. Žvanko hat sie offenkundig mit dem Ziel ausge-

sucht, damit auch vielversprechende, „prioritäre Richtungen [...] der Forschung“ (S. 21) zu formulieren. Sie stellen keine Überraschung dar, denn mit der von ihr geforderten Klärung von Begriffen wie Flüchtling, Vertriebener usw., der Untersuchung der Grundlagen und Strukturen der staatlichen Maßnahmen, der Evakuierungsprozesse, der Rolle der örtlichen Behörden und gesellschaftlichen Organisationen, der Art der Unterstützungsleistungen sowie der Probleme und Besonderheiten der unterschiedlichen Flüchtlingsgruppen sind entscheidende Aspekte des Themas skizziert. Andere, wie etwa die Auswirkungen der Flüchtlingsströme und ihres Erscheinungsbildes für die politische Stabilität des Zarenreiches, die Folgen für das Transport- und Kommunikationssystem unter Kriegsbedingungen etc., könnte man ebenfalls nennen. Schon die im vorliegenden Buch versammelten Texte sind in dieser Hinsicht aufschlussreich.

Im Anhang finden die Leser drei Kurzresümées auf Ukrainisch, Russisch und Englisch, ein Ortsregister und ein Verzeichnis der Dokumente. Ein Namensindex hätte den Anhang sehr sinnvoll ergänzt. Dessen ungeachtet stellt Žvankos Text- und Quellenwerk ein sehr nützliches und bisher vermisstes Hilfsmittel nicht nur zur Geschichte der Ukraine im Ersten Weltkrieg dar.

Rudolf A. Mark, Lüneburg

ANDREJ B. EDEMSKIJ: Ot konflikta k normalizacii. Sovetsko-jugoslavskie otnošenija v 1953–1956 godach. [Vom Konflikt zur Normalisierung. Die sowjetisch-jugoslawischen Beziehungen 1953–1956.] Moskva: Nauka, 2008. 610 S. ISBN: 978-5-02-035195-0.

Als die sowjetische Führung unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs daranging, den ihr zugefallenen Machtbereich neu zu ordnen, wurde Jugoslawien ein besonderer Platz in diesem Geflecht der prosovjetschen „Volksdemokratien“ zugewiesen. Um dies zu unterstreichen, wurde sogar der Sitz des Kominform, des neu gegründeten Zusammenschlusses kommunistischer Parteien, nach Belgrad verlegt. Diese Sonderstellung resultierte nicht zuletzt aus der Tatsache, dass die jugoslawischen Partisaneneinheiten unter dem Kommando von Josip Broz Tito es vermocht hatten, große Teile ihres Staatsgebiets weitgehend ohne die Hilfe der Roten Armee von den deutschen Besatzern zu befreien, wie auch aus dem Wunsch, die südöstliche Flanke des sowjetischen Machtbereichs zu stabilisieren. Der Streit zwischen Tito und Stalin, der 1948 nicht zuletzt über die

Frage entbrannte, wie eigenständig und linientreu die Mitglieder des Ostblocks sein durften, führte zum Ausscheren Jugoslawiens aus der Kohorte der „sozialistischen Volksrepubliken“ und zur Begründung seiner besonderen Rolle als ein zwar formal kommunistischer Staat, der jedoch Elemente des Kapitalismus zuließ, die der Epoche der Neuen Ökonomischen Politik in der Sowjetunion der 1920er Jahre nicht unähnlich waren. Dass Tito in der Folgezeit zum Begründer und vehementen Verfechter der Idee der „Blockfreien Länder“ wurde, ermöglichte ihm ein ständiges Manövrieren zwischen den beiden Polen des Kalten Krieges und bescherte Jugoslawien eine relative strategische Unabhängigkeit.

Die Beziehungen zu Jugoslawien wurden für die sowjetische Führung zu einem schwierigen Balanceakt, dessen Endergebnis aus der Sicht des Kremls die „Wiedereingliederung“ des widerspenstigen Landes in die „sozialistische Staatenfamilie“ werden sollte. Das vorliegende Buch des russischen Wissenschaftlers Andrej Edemskij setzt sich zum Ziel, die Entwicklung dieser Beziehungen von dem Bruch 1948 bis zur fast vollständigen Normalisierung 1956 nachzuverfolgen. Mit großer Akribie und Sorgfalt

dokumentiert der Autor auf 600 Seiten die zum Teil verschlungenen diplomatischen Pfade, auf denen beide Staaten große Strecken zurücklegten, um zu einem *modus vivendi* zu kommen. Die enorme Fülle des faktischen Materials beeindruckt und bietet ungeahnte Einblicke in den Mikrokosmos, in dem die außenpolitischen Eliten beider Länder die „große Politik“ gemacht haben. Doch der minutiös nachgezeichnete Ablauf von Verhandlungen und Debatten, von immer wieder aufflackernden Konflikten und Rivalitäten ist gleichzeitig die größte Schwäche des Buches. Die geradezu pedantisch anmutenden Aufzählungen von diplomatischen Treffen, von Berichten und Depeschen, von Reden und Debatten verwirren eher, als dass sie aufklären. Selbst Experten auf diesem Forschungsfeld können spätestens nach 200 Seiten kaum der Argumentation des Autors folgen, der einen klaren „roten Faden“ vermissen lässt und in seinem sturen Festhalten an dem streng chronologischen Aufbau etliche Chancen verspielt, die Darstellung verständlicher zu gestalten.

Die wichtigsten Protagonisten bleiben erstaunlich konturlos und ihre persönlichen Eigenschaften weitgehend im Schatten. So erfährt man weder etwas über die Person Titos, noch über seine Beziehungen zu Stalin oder das als Titoismus bekannt gewordene jugoslawische Regierungsmodell. Die nach Stalins Tod prompt erfolgte Verbesserung der sowjetischen Wahrnehmung Jugoslawiens und die entsprechenden Annäherungsversuche werden nicht erklärt, sondern

anhand zahlreicher diplomatischer Berichte kommentarlos wiedergegeben, wobei der Autor zuerst von einem eher „intuitiv“ erfolgten Schwenk in der sowjetischen Außenpolitik spricht, um dann wenige Seiten später diese Aussage zu revidieren und das Vorhandensein eines „Fraktionskampfes“ einzusetzen (S. 80 ff). Erst im weiteren Verlauf der Darstellung, in Nebensätzen und Fußnoten versteckt, finden die erbitterten Auseinandersetzungen innerhalb der sowjetischen Führung eine Erwähnung, der allerdings in den meisten Fällen keine Analyse folgt. Das gleiche gilt auch für die jugoslawische Seite. Es werden viele Erzählstränge angelegt und etliche Probleme angerissen; sie werden indes nur in den seltensten Fällen dann auch zu Ende verfolgt.

Somit bleibt als Fazit ein zwiespältiges Gefühl. Einerseits kann man nicht umhin, die große Quellenkenntnis des Autors und seine langjährige Forschungsarbeit anerkennend hervorzuheben, während andererseits immer wieder die Frage auftaucht: Wäre es nicht besser gewesen, wenn der Autor sich nicht zum Ziel gesetzt hätte, jede noch so unbedeutende Aktennotiz ausgiebig zu zitieren und sich statt dessen darauf konzentriert hätte, eine in sich konsistente, schlüssige Darstellung eines spannenden und für die Nachkriegswelt enorm wichtigen Kapitels der Diplomatiegeschichte zu liefern, auch um den Preis, dass sein Buch nur halb so dick geworden wäre?

Peter Kaiser, Freiburg i.Br.

LUCIAN N. LEUSTEAN: Orthodoxy and the Cold War. Religion and Political Power in Romania, 1947–65. Houndmills, Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2009. XI, 288 S., Kte., Abb. ISBN: 978-0-230-21801-7.

Die Rolle der Kirche in den Staaten des vormaligen Warschauer Paktes zwischen 1917 (für Russland / die Sowjetunion) bzw. 1944 (in den späteren Staaten des „Ostblocks“) bis zum Zerfall ihrer politischen Machtstrukturen 1989/91 gestaltet sich – zunächst einmal unabhängig von der Konfession – von Land zu Land äußerst verschieden. Die Bandbreite kirchlicher Reaktionen auf den zur Staatsdoktrin erhobenen Sozialismus reichte von offenem Widerstand über diffizile Formen der Opposition bis hin zu weitreichender Kooperation und Kollaboration. Die Grenzen dazwischen verschwammen teilweise. Die Orthodoxie als eine in ihrer historischen Grunddisposition mit dem Staat in erheblichem Maße in einem organischen Verhältnis (*Symphonia*) stehende und von letzterem auch weitgehend abhängige Insti-

tution erscheint dabei innerhalb autoritärer Systeme in einer besonders schwierigen Situation.

In den zwei Dezennien seit 1989 entstanden sowohl aus gesellschaftlicher wie innerkirchlicher und wissenschaftlicher Perspektive zahlreiche Diskurse und Auseinandersetzungen, die dieses oftmals spannungsgeladene Verhältnis thematisierten. Rumänien und die Rumänisch Orthodoxe Kirche (ROK) nahmen innerhalb der sozialistischen Staatenwelt Osteuropas eine Sonderstellung ein. Die nationale Idee der vereinten Fürstentümer (1859/61) und des späteren Königreiches (1878/1922) gehörte zu den Grundpfeilern rumänischer Staatlichkeit. Der ROK kam hierbei eine tragende und Identität stiftende Rolle zu bzw. diese wurde von ihr mitbeansprucht. Mit der sowjetischen Besatzung ab 1944 und der endgültigen Installation eines sozialistischen Staates 1948 verschwand zwar zunächst die nationale Idee von der Oberfläche, zu einem wirklichen Bruch kam es jedoch nie, sodass unter der Herrschaft von Gheorghe Gheorghiu-Dej – spätestens jedoch unter Nicolae Ceaușescu – der rumänische Weg des Nationalkom-

munismus ideologisch (und teilweise auch personell) den Faden der Zwischenkriegszeit wieder aufnehmen konnte.

Leustean versucht in seiner hier in gedruckter Form vorliegenden Doktorarbeit die Stellung der Orthodoxie während dieser entscheidenden Periode Rumäniens, verteilt auf sieben Kapitel, herauszuarbeiten. Dabei geht der Autor außerordentlich komplexen Fragen nach, etwa: Wie konnte die Orthodoxe Kirche den Kommunismus überleben? Wie reagierte Sie auf die Installation des Kommunismus? Wie gestalteten sich die Verbindungen mit den anderen Kirchen in Rumänien und wie mit den Schwesterkirchen der Orthodoxie? (S. 3). Allein diese Fragen eröffnen eine Bandbreite an Themen, methodischen Zugängen und Schwierigkeiten, die nur schwer in einer Monographie zu bewältigen sind. Insgesamt verortet der Autor seine Arbeit in dem aus der Literatur abgeleitete Spannungsfeld der orthodoxen Kirche zwischen Kollaboration einerseits und Adaption als einer Form der Opposition andererseits (S. 4). Einer theoretischen Diskussion dieser Schwierigkeiten am Beginn der Studie enthält er sich allerdings.

Leustean stützt sich bei seiner Analyse im Wesentlichen auf Aktenbestände aus dem Securitate-Archiv in Bukarest (Consiliul Național pentru Studierea Arhivelor fostei Securități), auf diverse Kirchenschriften und Periodika sowie auf Unterlagen aus dem Archiv der Church of England (Lambert Palace Archive London). Der Zugang zum Synodalarchiv in Bukarest blieb versperrt. Leustean zieht für seine Arbeit keine Akten der vatikanischen Archive heran. Letztere wären aber gerade für die Einschätzung der Situation in Rumänien nach 1944 und besonders nach 1948 mit der zwangsweisen Auflösung bzw. Inkorporation der Unierten Kirche und der Repression gegenüber der katholischen Kirche von Bedeutung gewesen. Ebenso lässt die Literaturliste (mit der Ausnahme einer Arbeit von A. Heinen aus dem Jahr 1986) Studien aus dem deutschsprachigen Raum vermissen. Gerade in Deutschland war und ist die Beschäftigung mit Rumänien (nicht zuletzt auch auf Grund der rumänisch-deutschen Auswanderung) ein zentrales Thema (vgl. dazu die Arbeiten von H.-Ch. Maner, N. Spannenberger).

Methodisch ist Leustean durch die ihm zur Verfügung stehenden Quellen eingeschränkt. Er bietet daraus abgeleitet lediglich den Blickwinkel der zentralen Kirchen- und Parteihierarchie, womit bereits eine erhebliche Schwäche der Arbeit angedeutet wird. Der Autor stellt zwar selbst gelegentlich die enorme „Entfernung“ der Kirchenobrigkeit vom

Kirchenvolk fest (etwa S. 82, 133, 163), bleibt aber eine Vertiefung dieses nur angedeuteten innerkirchlichen Konfliktpotentials schuldig. Selbst die gelegentliche Rolle einzelner Hierarchen, die versucht haben, sich dem Staat und der eigenen Kirchenobrigkeit zu widersetzen, bleibt nur düster ausgeleuchtet und konturenhaft (S. 79). Vielfach ergeben sich aus dieser Darstellung neue Fragen (etwa nach der Beziehung zum Königshaus nach 1944 oder nach der Reaktion auf die Verhaftung Iuliu Maniu 1947), die offen bleiben und auch gedanklich nicht weiter verfolgt werden.

Als erhebliches Manko ist die völlige Ausblendung der Unierten Kirche(n) in Rumänien zu werten. Leustean geht weder auf die tragende Rolle der Union bei der Herausbildung des modernen rumänischen Nationsverständnisses ein (Siebenbürger Schule), noch auf die daraus mit der ROK erwachsende permanente Konfliktsituation, die eben nicht nur kanonischer Natur war. Die durch den sozialistischen Staat möglich gewordene Zwangseingliederung der Union in die ROK – und das streicht Leustean heraus – begünstigte diese in einem solchen Maße, dass sie die neue politische, im Grunde genommen kirchenfeindliche Staatlichkeit zu einem guten Teil in Kauf nahm. Auch bleibt es bei Andeutungen über das Geflecht der innerkirchlichen Beziehungen des Bukarester Patriarchates mit den nach 1918 hinzugekommenen Provinzen (etwa Bukowina, Siebenbürgen, Bessarabien), obwohl sich über die Besetzungen von Bischofsstühlen oder den Zugriff auf Kirchenvermögen (Bukowiner Religionsfonds) eine lange über 1944 hinauswirkende Struktur erkennen lässt. Zeitweise gewinnt man den Eindruck, dass der Autor fast im Sinne der ROK apologetisch argumentiert und deren Haltung relativiert (S. 194). Leustean gelingt es auch nicht, mögliche Optionen für die ROK zu diskutieren. Wurden diese innerhalb der ROK nicht ins Auge gefasst? Wie hätte sich eine oppositionelle Haltung der ROK gegenüber dem sozialistischen Staat ausgewirkt? Welche Konsequenzen hätte die ROK befürchten müssen?

Zusammenfassend ermöglicht die von Leustean vorgelegte Studie zwar einen gerafften Einblick in die Komplexität der Beziehung zwischen ROK und Staat nach 1944 und deren steten Wandel – worin die ROK eine erhebliche Anpassungsfähigkeit bewies. Eine grundlegende Analyse bleibt aber aus. Selbst die schillernde zentrale Figur des Patriarchen Justinian gerät nur holzschnittartig. Dieses Manko ist einerseits der umfangreichen Fragestellung geschuldet, andererseits aber auch der Ausblendung ganzer Problembereiche (wie etwa der Union), so dass

schon deswegen gedankliche Netze nicht ausgeworfen werden konnten, die auf neue Fragenkomplexe und Forschungsdesiderate zumindest hätten verweisen können, wenn schon die zu Grunde gelegten Quellen dafür nicht ausreichen. Inhaltlich zeigt Leustean klar – wie ein britischer Politiker 1948 aus Bukarest berichtete – dass die ROK zu den verlässlichsten religiösen Instrumenten des neuen Regimes zählte (S. 143). Sie bediente sich des Staates zur Machterweiterung im Kampf gegen die anderen Kirchen Rumäniens und schreckte selbst vor realpolitischen Entscheidungen gegen die Basiskirche zu Gunsten

der Absicherung persönlicher Positionen von Kirchenführern nicht zurück. So gesehen bilden die Aussage des britischen Diplomaten und der Leustean verwehrt Zugang zum Synodalarhiv eine hermeneutische Klammer. Den daraus erwachsenden Fragen entzieht sich die ROK, und in weiten Teilen auch die gegenwärtige rumänische Gesellschaft, bis heute. Diese Diskussion endlich aufzunehmen, wäre allerdings ein entscheidendes Signal an die Gesellschaft, aus dem Schatten der eigenen Vergangenheit endlich hervorzutreten.

Kurt Scharr, Innsbruck